Slowakische Zeitschrift für Germanistik

Jahrgang 6, Heft 1

Juni 2014

Impressum

Slowakische Zeitschrift für Germanistik

Herausgeber:
SUNG – Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei
SUNG – Spoločnosť učiteľov nemeckého jazyka a germanistov Slovenska
Anschrift des Verbandes:
Katedra germanistiky, Fakulta humanitných vied Univerzity Mateja Bela v Banskej Bystrici,
Tajovského 40, 974 01 Banská Bystrica
IČO 17 310 628

Erscheinungsweise:
jährlich 2 Hefte

Redaktionsrat

Vorsitzender:
Peter Ďurčo (Trnava)

Mitglieder:
Lívia Adamcová (Bratislava), Christian Ahlrep (Bratislava), Hana Bergerová (Ústí nad Labem), Ján Demčišák (Trnava), Dmitrij Dobrovoľskij (Moskau), Alena Ďuricová (Banská Bystrica), Róbert Gáfrik (Bratislava), Helena Hanuljaková (Bratislava), Viera Chebenová (Nitra), Vida Jesenšek (Maribor), Martina Kášová (Prešov), Dagmar Košťálová, (Bratislava), Ružena Kozmová (Trnava), Jörg Meier (Klagenfurt), Roman Mikuláš (Bratislava), Ingrid Puchalová (Košice), Wolfgang Schulze (München), Georg Schuppener (Leipzig), Ladislav Sisák (Prešov), Libuše Spáčilová (Olomouc), Mária Vajičková (Bratislava), Nadežda Zemaníková (Banská Bystrica)

Anschrift der Redaktion:
Prof. Peter Ďurčo, CSc.
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta UCM
Nám. J. Herdu 2
917 01 Trnava
durco@vronk.net

Technische Redaktion:
PhDr. Ján Demčišák, PhD.
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta UCM
Nám. J. Herdu 2
917 01 Trnava
jdemcisak@gmail.com

Alle Beiträge der Slowakischen Zeitschrift für Germanistik werden einem internationalen wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren unterzogen.

Povolené MK SR pod evidenčným číslom EV 3892/09.

ISSN 1338-0796

STUDIEN

Milan Žitný
Der Bartfelder Katechismus von 1581 – das älteste slowakische Buch 5

Michaela Kováčová
Als eine Frau in weltentrückten Dörfern sowie in Kulturmetropolen der Donaumonarchie zur Feder griff – Maria Therese von Artner (1772–1829) und Determinanten ihrer Zeit 25

Janka Šuchová
Konzeptualisierung von Farben und ihre Spiegelung in Farbbezeichnungen im Deutschen und Slowakischen (kognitiv-semantische Ansicht) 42

AUFSÄTZE

Anna Gondek, Joanna Szczęk
Valenz in der Phraseologie am Beispiel der Phraseologismen mit der Komponente „Herz“..... 58

Peter Brezňan
„Du mußt dein Leben ändern“ – aber nur um den Preis eigenes Todes (Zur ästhetischen Erfahrung bei T. W. Adorno mit Exkurs zu R. M. Rilke) 69

REZENSIONEN

Silvia Gulišová – Nikoleta Olexová
Ďurčo, Peter et al.: *Valenz und Kookkurrenz. Grammatische und lexikologische Ansätze.* Berlin – Münster – Wien: LIT-Verlag 2014 80

Monika Banášová
Šichová, Kateřina: *Mit Händen und Füßen reden. Verbale Phraseme im deutsch-tschechischen Vergleich.* Tübingen: Julius Groos Verlag 2013 85

Peter Gergel
Simon, Heike/Funk – Baker, Gisela: *Einführung in das deutsche Recht und die deutsche Rechtssprache.* München: Verlag C.H. Beck oHG, 5. Auflage 2013 87

Soňa Tereková
Bergerová, Hana/Schmidt, Marek/Schuppener, Georg (Hrsg.): Lexikologie und Lexikografie – Aktuelle Entwicklungen und Herausforderungen. Aussiger Beiträge. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre 7. Ústí nad Labem: Jan-Evangelista-Purkyně-Universität 2013 90

Autoren 94

Manuskripthinweise 96

Der Bartfelder Katechismus von 1581 – das älteste slowakische Buch

Milan Žitný

Die slowakische Übersetzung des *Kleinen Katechismus* Doktor Martin Luthers erschien 1581 (im Weiteren: Bartfelder Katechismus 1581) in der ostslowakischen Stadt Bardejov/Bartfeld in der Verlagsdruckerei von David Guttgesell. Es handelt sich um das erste gedruckte slowakische Buch, das als ein wertvolles Zeugnis des kulturellen und geistigen Erbes der Slowaken betrachtet wird. Es ist umso wertvoller, als dass von der gesamten Auflage bloß ein einziges, beschädigtes Exemplar erhalten wurde, welches in der Slowakischen Nationalen Bibliothek in Martin aufbewahrt wird.

Der Name des Übersetzers des Katechismus ist nicht bekannt, es gibt jedoch Hinweise, nach denen Severinus Sculteti alias Škultéty (1550 – 1600) es sein könnte. Bei Bibelzitaten stützte er sich auf die Texte aus der tschechischen Melantrich-Bibel, die an die tschechische Tradition der Bibel-Übersetzungen aus dem XIV. und XV. Jahrhundert anknüpfte.

In der kollektiven Monographie *Bardejovský katechizmus z roku 1581. Najstaršia slovenská kniha* (Martin 2013) habe ich mich auf einige Aspekte der slowakischen Übersetzung des *Kleinen Katechismus* von Dr. Martin Luther konzentriert. Die in diesem Band ebenfalls enthaltene philologische Studie von Ľubomír Ďurovič *Text Bardejovského katechizmu* (Bartfelder Katechismus 2013: 103–128) widmet sich teilweise der Übersetzungsproblematik, während die meisten anderen Aufsätze einzelne historische, kulturelle bzw. theologische Aspekte des Bartfelder Katechismus beleuchten.

In der Zwischenzeit konnte ich mehrere deutsche Materialien untersuchen, die ich vorher nicht zur Verfügung gehabt habe. Es handelt sich vor allem um Textfassungen des *Kleinen Katechismus* von Martin Luther aus dem Zeitraum 1529 bis 1577, aber auch um diesbezügliche Varianten in Niederdeutsch und Latein, wie sie im Band 30 I. der Kritischen Gesamtausgabe (Weimar 1910) enthalten sind. Bestandteil dieser Ausgabe sind detaillierte Kommentare.

Es ist einleuchtend, dass bei einem translatologischen Zugang andere Aspekte in den Vordergrund treten als bei einem rein philologischen oder religionswissenschaftlichen Herangehen. Im Vordergrund steht bei mir in erster Linie die Betrachtung von Verschiebungen auf der Bedeutungs- und Stilebene, wobei Fragen nach Ursachen bzw. Motivierungen der festgestellten Verschiebungen beleuchtet werden müssen.

Bereits ein flüchtiger Vergleich des deutschen Originals mit der slowakischen Übersetzung zeigt, dass fehlerhaftes Lesen bzw. falsches Verstehen des Originals zwar vorkommen, aber sehr selten sind. Dies zeugt von einer gründlichen sprachlichen Ausbildung des Übersetzers, von seiner intensiven Beherrschung der Lexik und des Stils der deutschen theologischen Literatur des 16. Jahrhunderts.

Ich betone diesen Fakt auch deshalb, weil es sich zeigt, dass bei Übersetzungen aus dem Deutschen ins Slowakische Fehler meistens auf der Basis von falschem Verständnis, von ungenügender Kenntnis der Ausgangssprache oder von unaufmerksamem Lesen auftreten. Bei der Lektüre des Bartfelder Katechismus 1581 zeigte sich, dass eventuelle Verschiebungen bei der Übersetzung eher durch bewusste Eingriffe und Entscheidungen verursacht wurden, die theologisch, didaktisch oder stilistisch, mit der Berücksichtigung des Rezipienten, motiviert waren.

Wer war Rezipient des *Kleinen Katechismus* in Deutschland im 16. Jahrhundert? Es waren einfache Menschen, einfache Gläubige, wie dies von Martin Luther im Text durchgehend betont wird. Martin Luther widmet in seiner Vorrede sein Werk *Enchiridion. Der Kleine Catechismus* in erster Linie *Allen trewen fromen Pfarherrn und Predigern,* aber im ganzen Werk hebt er das

„einfältige Volk“ als den Hauptrezipienten hervor und betont die Notwendigkeit, breite Schichten der Öffentlichkeit anzusprechen, vor allem Kinder und Jugend. Aus mehreren Quellen geht hervor, dass einige deutsche Nachdrucke des *Kleinen Katechismus* häufig als die erste Lesefibel dienten – es gab in ihnen einen Anhang mit deutschem Alphabet.

Zum Ausgangstext

Luthers *Kleiner Katechismus* erschien zum ersten Mal 1529, wobei er seit 1531 unter dem erweiterten Titel *Enchiridion. Der kleine Catechismus* in zahlreichen Nachdrucken erschien. Das Werk fand in Deutschland und den Nachbarländern bald eine rasche Rezeption. Luther war bemüht, seinen Katechismus von Anfang an in zwei Sprachvarianten – in Hoch- und Niederdeutsch – zu verbreiten, darüber hinaus erschienen bald auch lateinische Übersetzungen. Luther, der in Eisleben, an der Grenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch, groß geworden war, war mit beiden Sprachvarianten wohl vertraut. Durch seine Bibelübersetzung einige Jahre zuvor hatte er die deutsche Sprache kodifiziert – sein „Gemeindeutsch“ war eben so geformt, dass es für die Mehrheit der Empfänger gut verständlich war. Luther war bemüht, im Anschluss an die modernen Entwicklungstendenzen der frühneuhochdeutschen Kanzleisprachen eine moderne, allgemein verständliche Sprache zu gestalten.

Luthers Kodifizierung des Deutschen fand eine günstige Aufnahme. Im Laufe einiger Jahrzehnte, ungefähr bis 1560, unterlag diese Form des Deutschen morphologischen und orthographischen Modifizierungen, die durch die Notwendigkeit hervorgerufen worden waren, rascher in die von Deutschen bewohnten Gebiete einzudringen. Es handelte sich um Gebiete von der Nord- und Ostsee bis nach Bayern, Österreich und Südtirol im Süden, und von Belgien bis nach Schlesien und Ostpreußen, das heute zu Polen gehört, bis nach Königsberg (heute Kaliningrad) und Litauen.

Die Kritische Gesamtausgabe der Werke von Doktor Martin Luther bringt im Band 30 I. in zwei Spalten parallel die hochdeutsche und die niederdeutsche Fassung des *Kleinen Katechismus*. Die niederdeutsche Fassung wird an einigen Stellen von der lateinischen Fassung/Übersetzung unterbrochen. Soziolinguistisch handelte es sich um die Absicht, möglichst viele Rezipienten zu erreichen. Dieses Ziel ist gelungen – die Initiativen der Reformation griffen auf weite Teile des deutschsprachigen Gebiets rasch über. Es ist hinzuzufügen, dass die sog. Benrather Linie (Linie zwischen Aachen und Frankfurt am Main) bis heute die Grenze zwischen hoch- und niederdeutschen Dialekten markiert. Bis zum 16. Jahrhundert zog sich die Benrather Linie südlicher als heute, so dass auch die Städte Wittenberg und Halle, Zentren der Reformation, im Gebiet der niederdeutschen Dialekte lagen.

Aus den zur Verfügung stehenden Kommentaren geht nicht eindeutig hervor, wer Verfasser/Übersetzer der niederdeutschen Fassung des *Kleinen Katechismus* war. Es ist anzunehmen, dass der philologisch begabte Martin Luther in der oder jener Form an der Entstehung der niederdeutschen Fassung beteiligt gewesen sein kann. Ähnlich verhält es sich mit seiner eventuellen Teilnahme an der lateinischen Übersetzung.

Es gibt Ansichten, denen zufolge der *Kleine Katechismus* bereits in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts im östlichen Teil der Slowakei in einer (schriftlichen) Übersetzung in Umlauf gewesen sei. Es ist möglich, dass die Bedürfnisse der entstehenden slowakischen protestantischen Kirchengemeinden es erforderten, noch vor 1581 eine Übersetzung in Angriff zu nehmen (Kovačka 2013: 175–176). Auf der anderen Seite stellt das hohe Niveau der Übersetzung von 1581 für mich einen Beweis dar, dass es sich um die konzentrierte Aktivität eines Übersetzers handelt, der den Originaltext gründlich kannte. Dies schließt keineswegs aus, dass der Übersetzer ebenfalls die bereits bestehenden (fragmentarischen) Übersetzungen kannte und dass er diese eventuell in seine Übersetzung eingliederte.

Was die Meinungen betrifft, der Bartfelder Katechismus würde etwas aus dem Original weglassen bzw. den Text in der Zielsprache ergänzen, muss ich feststellen, dass es sich um geringfügige Eingriffe, im Ausmaß von einer oder zwei Zeilen handelt, wie zum Beispiel im Kapitel über die Beichte. Wenn man die Möglichkeit zulässt, dass in Deutschland nach 1529 unterschiedliche Textvarianten des *Kleinen Katechismus* parallel nebeneinander zirkulierten, die von Luther laufend modifiziert wurden, ist es notwendig, festzustellen, aus welcher deutschen Vorlage der slowakische Übersetzer übersetzt hat. Es ist wenig wahrscheinlich, dass der Übersetzer aus den ersten Wittenberger Ausgaben der Jahre 1529 bzw. 1531 übersetzt hätte, wie Ľubomír Ďurovič behauptet (Ďurovič 2013: 103).

Wenn man sich nämlich auf diese beiden ersten Ausgaben begrenzt, kann es leicht passieren, dass eventuelle Auslassungen und Ergänzungen, also allzu sichtbare Eingriffe in den Text, ausschließlich dem slowakischen Übersetzer zugeschrieben werden. Die Realität war anders, viel prosaischer. Der Übersetzer stützte sich mit Sicherheit auf eine andere Ausgabe (also nicht auf die Ausgabe von 1529 bzw. 1531) und hielt sich konsequent daran. Diesen Gedanken möchte ich im Weiteren ausführen.

Relative Verspätung der slowakischen Übersetzung bzw. der zeitliche Abstand zwischen ihr und dem Original hängt m. E. mit der allmählichen Herausbildung der Reformation in der Slowakei zusammen. Wenn man beachtet, dass die *Cithara sanctorum*, die unter anderem Übersetzungen von Luthers geistlichen Liedern enthält, erst 1636, das heißt mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem *Bartfelder Katechismus*, erschienen ist, kommt uns das Jahr 1581 nicht so spät vor. Ein Vergleich des Jahres 1581 mit dem Datum des Erscheinens des *Kleinen Katechismus* in skandinavischen und baltischen Ländern, die ebenfalls von einer starken Reformationswelle erfasst worden waren, zeigt, dass die slowakische Übersetzung etwas später bzw. ungefähr parallel mit Übersetzungen ins Dänische (1537), Norwegische (1541), Altpreußische (1561), Isländische (1562), Schwedische (1572), Litauische (1579), Lettische (1586), Finnische (1574) und Obersorbische (1597) erschienen ist (Luther, 1910, Bd. 30 I., S. 782f.).

Mögliche Quelle der slowakischen Übersetzung

Die Quelle der slowakischen Übersetzung ist in einer der zahlreichen hochdeutschen Ausgaben, die in den fünf Jahrzehnten zwischen 1529/1531 und 1581 erschienen sind, zu suchen. Der Übersetzer beherrschte die Sprache des Originals sehr gut, was unter anderem damit zusammenhängt, dass viele Städte in Oberungarn in der Zeit zweisprachig waren. Das sprachliche Zusammenleben im 16. und 17. Jahrhundert wurde bereits von der Forschung untersucht. Als Grundlage dienen zahlreiche schriftliche Materialien, Stadtbücher, Stadtrechnungen, die ein beredtes Zeugnis dafür sind: „Spolunažívanie Slovákov a Nemcov v Banskej Bystrici sa odráža v jazyku jedných aj druhých, v slovenčine aj nemčine.“ [Das Zusammenleben von Slowaken und Deutschen in Banská Bystrica/Neusohl spiegelt sich in der Sprache der beiden Gruppen, sowohl in Slowakisch als auch in Deutsch.] (Doruľa 2008: 7–8).

Es ist sehr wahrscheinlich, dass der slowakische Übersetzer beide Sprachen, Slowakisch und Deutsch, sehr gut beherrschte. Die Stadt Bardejov/Bartfeld war ja – ähnlich wie Banská Bystrica/Neusohl – zweisprachig. Luthers Bibelübersetzung, seine Katechismen, seine geistlichen Lieder, theologischen Traktate und Streitschriften verbreiteten sich über ganz Deutschland und gelangten ins benachbarte Ausland. Seine Bibelübersetzung wurde zum meistgelesenen Buch seiner Zeit, zum wahren Volks- und Schulbuch. Sein Katechismus und seine Kirchenlieder wurden auswendig gelernt. Luther war sich über die Wichtigkeit der sprachlichen Vereinheitlichung völlig im Klaren. Für die geeignete Grundlage der Vereinheitlichung hielt er die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache: „Ich hab keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide, Ober- und

Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgen. Darum ist es auch die gemeinste deutsche Sprache“ (Luther 1969: 15).

Luther folgte der ostmitteldeutschen Tradition in Lautform, Formenbildung und Schreibung. Doch waren weder die trockene, juristisch eingestellte, dem lateinischen Vorbild sklavisch folgende Kanzleisprache, noch die gelehrte, durchaus humanistische Prosa der vorausgehenden Jahrzehnte geeignet, die Sprache seiner Agitationsschriften und Ausdruck des neuen reformierten Glaubens zu werden. Daher musste er für seine Bibelübersetzung und seine polemischen Schriften aber auch Katechismen nach anderen Ausdrucksmitteln suchen. Einerseits knüpfte er an die Traditionen der geistlichen und didaktischen Literatur des Spätmittelalters an (Volksbibeln, Predigtensammlungen, theologische Schriften der Mystiker, andererseits an die Tendenzen der Agitationsliteratur der Reformationszeit (Bach 1965: 25f).

Auch in Bezug auf Wortwahl und Wortschöpfung, Satzbau und Stil war Luther ein kühner, origineller Sprachmeister. Martin Luther ersann Ausdrücke wie die Feuertaufe, der Bluthund, die Selbstverleugnung, das Machtwort, der Schandfleck, der Lückenbüßer, die Gewissensbisse, das Lästermaul und der Lockvogel; wetterwendisch. Viele Metaphern gehen auf ihn zurück: „Perlen vor die Säue werfen“, „ein Buch mit sieben Siegeln“ usw.

So schreibt er 1530, also ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe des Kleinen Katechismus, im *Sendbrief vom Dolmetschen*: „Ich hab mich des beflissen, dass ich rein und klar Deutsch geben möchte.“ (Luther 1969: 20). Und weiter: „Nun es verdeutscht und bereit ist, kann’s ein jeder lesen und meistern. Es läuft jetzt einer mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, wo er jetzt drüber hingehet wie über ein gehobelt Brett, wo wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumeten, auf daß man könnte so fein dahergehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. Aber den Wald und die Stubben ausroden und den Acker zurichten, da will niemand heran“ (ebenda.)

Man nennt Luther mit Recht den ersten Klassiker der deutschen Kunstprosa (vgl. Bach 1965: 115). In den nächsten Jahrhunderten verlor die ostmitteldeutsche Variante der Literatursprache, so wie sie in den Werken Luthers ausgebaut und fixiert war, immer mehr ihren landschaftlichen Charakter, verdrängte allmählich die anderen Varianten der Literatursprache und gewann gemeindeutsche Geltung.

Die von Luther erarbeitete Form des Deutschen entwickelte sich rasch. Mit der Entwicklung des Buchdrucks gewinnt die Sprachpflege immer mehr an Intensität. Einen besonderen Aufschwung nimmt das Buchdruckwesen in den süddeutschen Städten – in Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Basel. Die führende Rolle im Buchdruckwesen übernimmt sehr bald Augsburg. Die Sprache der Augsburger Drucker vermeidet mehr als alle anderen Druckersprachen lokale Färbungen. Sie wird nicht nur von den Augsburgern, sondern auch von den Druckern Nürnbergs, Ulms, Straßburgs, Bambergs und Würzburgs angewandt. Das sog. Augsburger Gemeindeutsch übt großen Einfluss auf die Druckersprache in Westmitteldeutschland aus (Mainz, Worms, Frankfurt am Main). Die Luthersche Bibelübersetzung erreichte im 16. Jahrhundert eine Gesamthöhe von mehr als 100 000 Exemplaren. Man kann daher die Vermutung formulieren, dass in einer ebenso hohen, wenn nicht höheren, Auflage, ebenfalls *Der kleine Katechismus* Luthers als Produkt der Buchdruckereien in Wittenberg, Leipzig, Nürnberg, München, Augsburg und anderswo, erschienen ist.

Ein Vergleich der Textform des *Kleinen Katechismus* von 1529/1531 mit späteren Ausgaben zeigt, dass der Text in Lautform, Formenbildung und Schreibung sich zu einer Vereinfachung der Rechtschreibung und zu einer Vereinheitlichung der morphologischen und lexikalischen Elemente entwickelte.

Nachdem ich mehrere deutsche Ausgaben des *Kleinen Katechismus* aus der Zeit zwischen 1529 und 1580 eingesehen habe, bin ich zur Überzeugung gelangt, dass die Quelle der slowaki-

schen Übersetzung von 1581 nicht mit der ersten Fassung von 1529 identisch sein kann. Nach 1531 erschienen ja in rascher Folge in mehreren Buchdruckereien neue Nachdrucke des *Kleinen Katechismus*, die geringere oder größere Veränderungen aufwiesen. Ich möchte dabei auf einige Elemente auf der Ebene von Bedeutung und Stil eingehen. Bei eventuellen semantischen Verschiebungen versuche ich der Frage nachzugehen, worin die Ursachen bzw. Motive der festgestellten Verschiebungen liegen.

Aufgrund eines Vergleichs mit dem Original von 1529 und einigen Nachdrucken geht hervor, dass der Text der slowakischen Übersetzung von 1581 so gut wie keine durch unrichtiges Lesen bzw. durch falsches Verstehen verursachten Fehler oder Verschiebungen enthält. Diese Tatsache beweist ein hohes Niveau der sprachlichen Ausbildung des Übersetzers, sowie einen hohen Grad seiner Vertrautheit mit der Lexik aber auch mit dem Stil des deutschen theologischen Schrifttums des 16. Jahrhunderts.

Stilsegmente des Originals

Martin Luther hat den *Kleinen Katechismus* geschrieben, da er auf seinen Visitationsreisen erkennen musste, dass viele einfache Christen den christlichen Glauben nicht kannten. Sein Ziel war es, dass die Hausväter ihre Familienangehörigen (hierzu gehörten damals auch die Angestellten) im christlichen Glauben unterweisen sollten. Schon vor Luthers *Kleinem Katechismus* gab es in Deutschland Katechismen, die die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser umfassten. Luther erweiterte den Katechismus um die Sakramente Taufe, Abendmahl und Beichte. Er wollte, dass die einfachen Menschen zunächst den Wortlaut des *Kleinen Katechismus* auswendig lernten und anschließend den Sinn erklärt bekamen.

Teile des Kleinen Katechismus:

- Die Vorrede
- die Zehn Gebote
- das Glaubensbekenntnis
- das Vaterunser
- das Sakrament der heiligen Taufe
- das Sakrament des Altars oder das heilige Abendmahl
- das Amt der Schlüssel oder die Beichte (später eingefügt, gehörte zunächst nicht zum Kernbestand des Kleinen Katechismus)
- Haustafel etlicher Sprüche

Der Kleine Katechismus beginnt mit einer *Vorrede* und behandelt dann die Themen in einzelnen Abschnitten (*Hauptstücken*). Die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser sind im Wortlaut aufgeführt. Den beiden ersten Ausgaben von 1529/1531 folgten bald eine Reihe von Ausgaben bzw. Nachdrucken, die von Luther bis zu seinem Tod 1546 übersehen werden konnten.

Ich komme zur Frage des Ausgangstextes des Originals, aus dem der slowakische Übersetzer Anfang der 80er Jahre des 16. Jahrhunderts ausgegangen sein könnte. Obwohl es Indizien gibt, dass übersetzte Texte aus dem *Kleinen Katechismus* in der Ostslowakei bereits ab den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts funktioniert haben könnten, ist auch die Hypothese wahrscheinlich, dass die einzelnen Bestandteile von Luthers *Kleinem Katechismus* je nach den Bedürfnissen der sich konstituierenden slowakischen protestantischen Kirchengemeinden nach und nach übersetzt worden sind. Mit anderen Worten, man kann sich vorstellen, dass es bis 1581 einige frühere Übersetzungsversuche gegeben hat. Auf der anderen Seite zeugt das hohe Niveau des Bart-

felder *Kleinen Katechismus* von 1581 davon, dass der Übersetzer jemand war, der den Text des Originals gründlich und detailliert kannte und darüber hinaus auch den sozialen und kirchlichen Kontext in Deutschland überblickte.

Dies schließt jedoch nicht aus, dass dieser Übersetzer auch die vorangegangenen (fragmentarischen) Übersetzungsversuche kannte, ja dass er diese teilweise in seinen Text hineinkomponierte. Es gibt einige Indizien für einen solchen Prozess – ich denke an die Uneinheitlichkeit in Orthographie und Morphologie des Textes in der Zielsprache.

Zielsprache

Ich beschränke mich auf eine kurze Skizzierung der Zielsprache. Es handelt sich um ein Tschechisch, das mit vielen slowakisierenden Elementen durchsetzt ist. Es handelt sich um die Übersetzung in eine nahe Sprache – ein Slowake übersetzt aus dem Deutschen in ein slowakisiertes Tschechisch, wobei der Text für slowakische Leser bestimmt ist. Während Ľubomír Ďurovič von einem „Tschechisch slowakischer Redaktion" spricht (Bardejovský katechizmus, 2013: 107), betrachtet Ján Doruľa die sprachliche Situation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt, dass „die gebildeten evangelischen Pfarrer meistens Tschechisch sehr gut beherrschten, aber bei der mündlichen Verwendung in der Liturgie Tschechisch auch bei ihnen beträchtlich slowakisiert worden ist." [vzdelaní evanjelickí kňazi češtinu zväčša veľmi dobre ovládali, no v ústnom používaní pri obradoch sa čeština aj u nich značne slovakizovala] (Doruľa 1977: 39).

Eugen Pauliny betrachtet den *Bartfelder Katechismus 1581* als einen Beweis für eine relativ gute Qualität des Tschechischen. Im Text gäbe es „höchstens nur Inkonsequenzen in Orthographie und Vokalquantität" [ponajviac iba s nedôslednoťami v pravopise a v kvantite] (Pauliny 1966: 47).

Rudolf Krajčovič und Pavol Žigo sehen den Bartfelder Katechismus im Kontext einer Polarisierungstendenz zwischen einem nicht slowakisierten Tschechisch und einem slowakisierten, nichtoffiziellen Tschechisch: „Dieser Prozess in der Entwicklung des Tschechischen in der Slowakei (…) begann vor allem seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, als die Übersetzung von Luthers *Katechismus* in Bartfeld (1581) im Druck erschienen ist" (Krajčovič/Žigo 2002: 78).

Es war für den slowakischen Übersetzer mit Sicherheit sehr schwierig, in eine (nahe) Zielsprache zu übersetzen, die jedoch nicht seine Muttersprache war. Jeder Satz, jeder Absatz enthält slowakisierende Elemente in Lautbestand, Orthographie und Morphologie. Der Übersetzer hatte sowohl mit der Ausgangssprache, als auch mit der Zielsprache zu kämpfen. Uneinheitliche Formen, zahlreiche Doppelformen (*hřijchůw /hřychůw; dáruow/darůw* usw.) zeugen davon, dass die Übersetzung außerordentlich schwierig sich gestaltete. Diese uneinheitlichen Formen deuten m. E. ebenfalls an, dass der Übersetzer im Stress war und keine Zeit hatte, den Text erneut gründlich zu übersehen.

Wer war der Übersetzer?

Es überrascht, dass der Name des Übersetzers im Bartfelder Katechismus 1581 nicht aufscheint. In der nächsten slowakischen Ausgabe des *Kleinen Katechismus* von 1612 gibt es dagegen die Information, dass der Katechismus von den „drei Superintendenten" übersetzt worden ist. Es ist nicht überflüssig, über die Ursachen nachzudenken. Es konnte sich um einen Usus des Verlegers, oder um die Bescheidenheit des Übersetzers handeln, die es ihm nicht erlaubte, an die Öffentlichkeit zu treten.

Zur Person des Übersetzers gibt es bis heute nur fragmentarische Einzelinformationen bzw.

Vermutungen. Boris Bálent stützt sich auf die Arbeit *Dejiny reformácie na Slovensku* 1517 – 1711 (Geschichte der Reformation in der Slowakei 1517 – 1711) von Ján Kvačala, indem er feststellt, dass Kvačala zufolge „der hervorragende Slowake Severin Sculteti am Katechismus beteiligt war, der zu der Zeit bei der Bartfelder Kirche war." [vynikajúci Slovák Severin Sculteti, ktorý bol toho času pri cirkvi bardejovskej] (Bálent 1947: 11).

Severin Sculteti alias Severín Škultéty (1550 – 1600), geboren in Dolná Lehota, studierte seit 1565 in Bartfeld. 1573 ist er dort Lehrer geworden, 1590 bis 1591 war er Rektor am Kollegium in Prešov, um später nach Bartfeld zurückzukehren, wo er 1593 Senior der Pentapolitana wurde. Er schrieb einige theologische Schriften, die in Deutsch und Latein erschienen (Hajduk 1994: 129–143) Obwohl die historischen Quellen nicht definitiv bestätigen, dass er der Übersetzer des *Kleinen Katechismus* war, ist evident, dass Sculteti durch seine Bildung, seine sprachlichen Kenntnisse (Bartfeld/Bardejov war eine zweisprachige Stadt), als auch durch seine beruflichen Erfahrungen alle Voraussetzungen erfüllte, eine solche Übersetzung erfolgreich zu verwirklichen.

Es gibt voreilige Meinungen, nach denen der Bartfelder Katechismus 1581 sich nicht treu an das Luthersche Original hält, dass etwas weggelassen, bzw. ergänzt worden ist. Es handelt sich jedoch, wie ich im Weiteren zeige, um minimale Eingriffe.

Zur Frage der deutschen Quelle der slowakischen Übersetzung

Falls wir die Tatsache akzeptieren, dass in Deutschland im 16. Jahrhundert verschiedene Editionen des *Kleinen Katechismus* parallel nebeneinander zirkulierten, die teilweise entweder von Luther selbst oder von seinen Mitarbeitern geringfügig modifiziert worden waren, so ist es notwendig zu erschließen, aus welcher deutschen Quelle der slowakische Übersetzer übersetzte. Diese Frage ist nicht endgültig geklärt.

Die zeitliche Differenz zwischen der Entstehung des Originals (1529) und der slowakischen Übersetzung (1581) hängt meines Erachtens teils mit der allmählichen Etablierung der Reformation auf dem Gebiet der heutigen Slowakei zusammen, teils mit der Tatsache, dass eine Zeit vergehen musste, bis eine Generation slowakischer Theologen nach ihrem Studium in Deutschland daran gehen konnte, die Ideen der deutschen Reformation unter den Slowaken aktiv zu vermitteln.

Ein Bestandteil dieser Vermittlung waren Übersetzungen der wichtigsten Werke Martin Luthers – seiner theologischen Schriften aber auch seiner geistlichen Lieder. Wenn man die Tatsache beachtet, dass das erste slowakische protestantische Gesangsbuch *Cithara sanctorum,* das auch mehrere Übersetzungen der geistlichen Lieder von Martin Luthers enthält, erst 1636, also mehr als 50 Jahre nach dem Kleinen Katechismus, erschienen ist, steht das Jahr 1581 nicht als ein zu spätes Datum.

Eine mögliche Quelle für die slowakische Übersetzung ist mit Sicherheit nicht in einer der zahlreichen niederdeutschen Ausgaben des Kleinen Katechismus zu suchen – diese Sprache scheint für die meisten der in Deutschland studierenden Slowaken zu entfernt zu sein. Die Vorlage für die slowakische Übersetzung ist in einer der zahlreichen Ausgaben bzw. Nachdrucke in Hochdeutsch zu suchen, die zwischen 1529 und 1580 erschienen sind.

Es ist nicht möglich, sich im Einzelnen mit Veränderungen der deutschen Schreibnorm im Zeitraum 1529 – 1580 auseinanderzusetzen. Bereits ein flüchtiger Vergleich des Wortlauts des Textes des *Kleinen Katechismus* von 1529 und einiger Ausgaben aus den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts zeigt, dass der Luthersche Text eine Entwicklung hin zur Vereinfachung der Orthographie und der Vereinheitlichung morphologischer und lexikalischer Elemente mitgemacht hatte. Auch nach Luthers Tod (1546) ging diese Entwicklung weiter, im Sinne von seinem berühmten Satz von der Notwendigkeit, dem Volke auf das Maul zu schauen, wie das im *Send-*

brief vom Dolmetschen von 1530 von Luther formuliert worden ist.

Nachdem ich mehrere Ausgaben des *Kleinen Katechismus* aus dem Zeitraum 1529 bis 1580 eingesehen habe, neige zu der Überzeugung, dass zu möglichen Quellen der slowakischen Übersetzung die Nürnberger Ausgabe *Enchiridion. Der kleine Catechismus für die gemeine Pfarherr und Prediger* aus dem Jahr 1558 gehören könnte. Der Untertitel lautet: *Nach dem Alten Exemplar Doctoris Martini Lutheri von newen übersehen und zu gemeinem gebrauch der Nürmbergischen Kirchen und Schulen gedruckt bey M. Joachim Heller zu Nürmberg. MDLVIII*. Die im Untertitel enthaltene Information bestätigt meine Annahme, dass die Texte Luthers – einschließlich des *Kleinen Katechismus* – nach und nach in sprachlicher Hinsicht übersehen, das heißt redaktionellen Bearbeitungen unterzogen worden sind. Dies bedeutet, dass die redaktionellen Eingriffe keinesfalls das theologische Vermächtnis Martin Luthers verzerrt haben. Die zweite Information, der zufolge diese Veröffentlichung zur allgemeinen Verwendung in den Nürnberger Kirchen und Schulen bestimmt ist, zeugt davon, dass es sich um eine allgemein zugängliche und verbreitete Ausgabe handeln musste, die jedenfalls durch ihren Inhalt genügend verifiziert war im Sinne der Lutherischen Glaubenslehre.

Zwischen 1558 und 1590 sind in Nürnberg 21 verschiedene Ausgaben des Kleinen Katechismus erschienen. Im Kommentar zu Luthers Schriften werden Nachdrucke angeführt, die von M. Joachim Heller, besorgt worden sind, andere Ausgaben sind bei anderen Buchdruckern erschienen (Luther 1910: 746–755).

Meine Annahme, dass die slowakische Übersetzung auf der erwähnten Nürnberger Ausgabe, bzw. auf einem ähnlichen Nachdruck fußte, stütze ich auf zwei Fakten. Zum einen, Umfang und Inhalt der slowakischen Übersetzung sind von der Seite 1 bis zur Seite 46 mit dem erwähnten Nachdruck fast identisch, mit Ausnahme der fehlenden Blätter auf Seite 33 und 34, als auch des fehlenden Schlusses im Bartfelder Katechismus. Dies ist, wie bekannt ist, durch die Arbeit des Buchbinders verursacht worden.

Zweitens, ein Vergleich dieses deutschen Originals von 1558 und der slowakischen Übersetzung von 1581 zeigt, dass auch bezüglich der typographischen Verarbeitung in der Buchdruckerei von David Guttgesell es sich um deutliche Übereinstimmung handelt, was die Textgliederung auf die einzelnen Kapitel, Unterkapitel, Absätze betrifft, was die Größe der Lettern, die Seitenform, das gesamte Layout betrifft.

Übersetzer und Buchdrucker in Bartfeld hatten nach allem zu urteilen eben die Nürnberger oder eine (sehr ähnliche andere) Ausgabe zur Verfügung. Eines der Beispiele stellt die typographische Gestaltung des Schlussteils der Vorrede dar. Es handelt sich um die Seite 11 der Übersetzung und die Seite 17 des Originals (siehe Anhang).

Die Nürnberger Ausgabe zählt 130 Seiten. Der Text des *Bartfelder Kleinen Katechismus* erstreckt sich auf den Seiten 4–96. Die Nürnberger Ausgabe hat nämlich auf den weiteren Seiten 97–130 einen Anhang in Form von Lieder- und Notenmaterial. Es handelt sich um den *Catechismus Gesang*, zusammengestellt von Martin Luther, sowie um einige Gebete aus der Feder von Luther.

Was den Unterschied in der Seitenzahl betrifft, der ergibt sich aus der unterschiedlichen Zeilenzahl pro Seite, aber auch aus der geringeren Größe der Lettern in der slowakischen Übersetzung. Wie ich jedoch erwähnt habe, handelt es sich um einen fast identischen Textumfang. Die Nürnberger Ausgabe enthält im Unterschied zum Bartfelder Katechismus 1581 auch 21 ganzseitige Illustrationen.

Ľubomír Ďurovič hält die von Michel (sic) Schirlentz 1531 in Wittenberg gedruckte Fassung für die Vorlage des Bartfelder Katechismus 1581 (Ďurovič 2013: 103). Ďurovič führt einen falschen Vornamen des Buchdruckers an – der korrekte Name ist **Nickel** Schirlentz. Seine Behauptung ist mit anderen Fakten zu konfrontieren, zum Beispiel mit der Feststellung, dass die von ihm erwähnte Vorlage zu den Unikaten der Buchdruckerkunst gehört. Das heute einzig erhaltene Exemplar wird in Oxford aufbewahrt (vgl. Luther 1910: 673f) Es ist wenig wahr-

scheinlich, dass der slowakische Übersetzer Ende der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts mit dieser ersten Ausgabe arbeiten konnte. Diese Ausgabe hat allerdings als die Basis weiterer Ausgaben im 16. Jahrhundert sowohl für Schirlentz als auch für weitere Buchdrucker gedient. Einige Quellen sprechen von mehreren Buchdruckern, die sich an die Ausgabe von 1531 hielten, also an den ältesten Text, der auch das Kapitel über die Beichte enthielt (Luther 1910: 383–387). Alle späteren Ausgaben bis Ende des 16. Jahrhunderts, hielten sich an die Ausgaben von 1529/1531, was jedoch eventuelle Eingriffe und Ergänzungen von Luther selbst nicht ausschloss. Als die letzte von Luther in Druck gegebene Ausgabe wird die Wittenberger Ausgabe von Nickel Schirlentz betrachtet, die 1543 erschienen ist (Luther 1910: 679). Ich füge hinzu, dass die Nürnberger Ausgabe von 1558 an die Wittenberger Ausgabe von 1543 anknüpfte. Eine Auskunft darüber gibt der Untertitel, der besagt, dass „nach dem alten Exemplar Doktoris Martini Lutheri“ gedruckt worden ist (ebenda: 746.)

Die Ausgabe von 1558 enthält diese Teile: Luthers Vorrede; Text der Hauptstücke ohne Erklärung (dem Vaterunser ist die Doxologie beigefügt). Zwischen Taufe und Abendmahl „die wort des Herrn Christi vom beruf und ambt des Worts, oder der Schlüsseln“ (Johannes 20). Die 10 Gebote; der Glaube; Vaterunser; die heilige Taufe; dann „Wie man die einfeltigen sol leren Beichten; das Sakrament des Altars, Morgen- und Abendsegen, Benedicite und Gratias, die Haustafel (aus 11 Stücken bestehend) (ebenda).

Struktur des Originals unter dem Aspekt der Übersetzung

Ľubomír Ďurovič fasst die zehn Hauptstücke des Bartfelder Katechismus 1581 zusammen und versucht, diese zu charakterisieren, wobei er auf die Tatsache hinweist, dass im Hauptstück zur Beichte zwei ganze Seiten fehlen (Ďurovič 2013: 105). Hier ist die von Ďurovič formulierte Feststellung zu korrigieren: es fielen die Seiten 33 und 34 aus, also nicht die Seiten 35 und 36, die sind erhalten geblieben.

Ľubomír Ďurovič stellt fest, dass „der Bartfelder Katechismus 1581 außer diesen zehn Artikeln zwei Texte hat, die im LW-C nicht sind und von denen vor allem der zweite von großer Bedeutung für die slowakische Kulturgeschichte ist.“ [okrem týchto desiatich článkov má Bardejovský katechismus 1581 dva texty, ktoré v LW-C nie sú a z ktorých najmä druhý má veľký význam pre slovenskú kultúrnu históriu] (ebenda). Ďurovič behauptet, dass bei dem Text auf Seiten 12–16 des Bartfelder Katechismus 1581, überschrieben mit *Čzlánkij včenij Křestiánskeho* (die grundlegenden christlichen Gebete und Evangelienzitate aus der Bibel, aber ohne Kommentar), es sich um einen „eingeschobenen“ Text handeln würde, der im Original Martin Luthers nicht enthalten wäre (ebenda: 106).

Nach Ďurovič hätte es sich um eine didaktische Absicht des slowakischen Herausgebers/Übersetzers des Bartfelder Katechismus 1581 gehandelt. Dieser hätte den Gläubigen die grundlegenden Elemente ihrer Religion geben wollen, und zwar noch vor den anspruchsvollen Lutherschen Interpretationen, die nach jenem „eingeschobenen“ Text folgen würden. Darüber hinaus entdeckt Ďurovič in der slowakischen Übersetzung einen weiteren Text zwischen der Beichte und dem heiligen Abendmahl – er meint den Text *O mocij kličow*. Ďurovič bringt seine Verwunderung zum Ausdruck, dass der Name des Evangelisten auf deutsch geschrieben steht: *Johann*, obwohl das Zitat aus der tschechischen Bibelübersetzung stammt: „Dieser Text ist im LW-C überhaupt nicht zu finden: man kann sich die Frage stellen, ob dies nicht bereits im *Bartfelder Katechismus 1581* eine heimische Katechismustradition war, die sich dann bis in die neueste Zeit erhalten hat.“ [Tento text v LW-C vôbec nikde nie je: možno si postaviť otázku, či to nebola už v BK domáca katechizmová tradícia, ktorá sa zachovala do najnovších čias] (ebenda.)

Es stimmt, dass die erwähnten Textpassagen im LW-C von 1531 nicht enthalten sind. Damit

hat Ďurovič recht. Alle anderen Erwägungen von ihm entbehren jeglicher Grundlage. Es bestätigt sich wiederholt, das der slowakische Übersetzer nicht mit der Ausgabe LW-C arbeiten konnte – er benutzte einen der späteren von Luther selbst oder seinen Mitarbeitern modifizierten Nachdrucke, die in Struktur und Inhalt mit dem *Bartfelder Katechismus 1581* korrespondieren.

Auch muss die Antwort, warum der Name des Evangelisten in der deutschen Form *Johann* steht, in den Besonderheiten der Übersetzungsarbeit gesucht werden. Es gibt auch heute Fälle, dass Fehler ähnlichen Charakters in einer Übersetzung vor der Drucklegung übersehen werden. Schuld daran ist in der Regel der Zeitstress oder mangelnde Aufmerksamkeit bei den Korrekturen, mit anderen Worten, der Druckteufel. Mit Sicherheit war es nicht ein bewusstes Vorgehen des Übersetzers – im Bartfelder Katechismus 1581 ist kein weiterer ähnlicher Lapsus zu finden. Aus diesem Fakt folgt eine weitere Erkenntnis. Die Tatsache, dass in der slowakischen Übersetzung der Vorname *Johann* in Deutsch vorkommt, ist für mich ein Beweis dafür, dass der Setzer in der Buchdruckerei David Guttgesells beim Setzen des Textes mit hoher Wahrscheinlichkeit auch das deutsche Original zur Verfügung hatte, nach dem er den slowakischen Text offensichtlich gestaltete. Das beweist unter anderem die typographische Gestaltung des Schlussteils der *Vorrede* (siehe Beilage).

Was die Textpassage *Über die Macht der Schlüssel* betrifft, ist diese in das Luthersche Original erst nach 1531 aufgenommen worden, aber in der Nürnberger Ausgabe von 1558, die ich als eine der möglichen Quellen der slowakischen Übersetzung betrachte, ist sie sehr wohl enthalten (Luther 1910: 746). Nach dem Kapitel *Die wort des Herrn Christi von der Tauff* – die Überschrift wird im *Bartfelder Katechismus 1581* mit *Swatost Křtu swateho* übersetzt – (Bartfelder Katechismus 1581: 14), folgt in der Nürnberger Ausgabe das Kapitel *Die wort des Herrn Christi vom beruf und ambt des Worts oder Schlüsseln*. Diese Überschrift wird im Bartfelder Katechismus 1581 mit *O mocij kličow* übersetzt (ebenda: 15). Der Text des deutschen Originals nach der Ausgabe von 1558 lautet: „Der Herr Jhesus bließ seine Jünger an und sprach zu ihnen: Nembt hin den heyligen Geyst, welchen jr die Suende vergebet, den sind sie vergeben, und welchen jhr sie behaltet, den sind sie behalten.“ (Luther 1558: 23).

Es folgt in der Nürnberger Ausgabe von 1558 das Kapitel *Die wort des Herrn Christi von dem Abentmal,* im Bartfelder Katechismus 1581 mit *Swatost Wečere Pane* (S. 15) übersetzt. Im Unterschied zum *Bartfelder Katechismus 1581* folgt in der Nürnberger Ausgabe auf Seite 25 ein Holzschnitt, der den Tanz um das goldene Kalb und Moses mit den Gesetzestafeln darstellt. Es ist noch zu erwähnen, dass in ausführlichen Kommentaren der historisch-kritischen Luther-Ausgabe über Impulse der sog. Nürnberger Predigten von den Jahren 1532 – 1533 für weitere Modifizierungen des *Kleinen Katechismus* gesprochen wird (Luther 1910: 619–625).

Stilsegmente des deutschen Originals

Deutsche Herausgeber von Luthers Schriften befassen sich intensiv mit der Entwicklung der Textfassung. Für mein translatologisches Anliegen ist es wichtig, zu beleuchten, inwieweit erfolgreich bzw. nicht erfolgreich sich der slowakische Übersetzer mit den besonderen inhaltlichen und stilistischen Merkmalen des Originals, das er zur Verfügung hatte, auseinandersetzte. Im Original besteht Luthers *Kleiner Katechismus* aus drei Segmenten (die Seiten werden nach dem Original, nach der Nürnberger Ausgabe von 1558, zitiert):

1. Vorrede Doctoris Martini Luthers (S. 6–17)
2. Katechismustext (S. 18–91)
3. Haustafel etlicher Sprüche (S. 91–97)

Die umfangreiche Vorrede stellt einen lehrhaften Lagebericht dar, in dem der Autor Ziele und Methoden seines Werks präsentiert. Bestandteil des Textes sind zahlreiche Aufzählungen, appellative Elemente, rhetorische Fragen, Aufrufe, bildhafte Vergleiche, Anrede in zweiter Person, polemische Pointierungen, Drohungen mit absoluten Sanktionen (Strafe der Verdammnis).

Mit anderen Worten, der Text stützt sich im Wesentlichen auf die Elemente des Predigerstils. Einen Stützpfeiler bilden Skizzen zur Situation in der deutschen lutherischen Kirche in den ersten Jahrzehnten der Reformation sowie Hinweise auf die anhaltenden Mängel im Leben der neu entstehenden Kirchengemeinden in Deutschland. Martin Luther formuliert Wege und Methoden, wie diese Mängel zu überwinden sind.

Das zweite Segment, der eigentliche Katechismustext, zeichnet sich aus durch übersichtliche Gliederung, besonnenes Didaktisieren, durch das Bestreben, Grundlagen der christlichen Glaubenslehre einem möglichst breiten Kreis von Rezipienten näher zu bringen, die von Luther im Einzelnen genannt werden. Die Erklärungen basieren auf einer logischen Abfolge von Schritten, auf dem Vorgehen vom Einfachen zum Komplizierten. Luther stützt seine Darlegung auf zahlreiche Bibelzitate bzw. auf deren Paraphrasierungen. Diese Zitate werden im Text mit den üblichen biblischen Abkürzungen gekennzeichnet.

Das dritte Segment *Haustafel etlicher Sprüche* stellt unter dem Aspekt der Übersetzung einen ziemlich heterogenen Text dar. Luther fasst Pflichten verschiedener Stände und sozialer Gruppen, aber auch Pflichten der Eltern und Familienmitglieder, zusammen. Der ursprüngliche Wortlaut der Tafel ist von einem der Mitarbeiter Luthers später erweitert worden um das Unterkapitel *Pflichten der Zuhörer* und um das Unterkapitel *Was die Untertanen ihren Obrigkeiten* schulden. Diese Unterkapitel stehen zwischen den Unterkapiteln über die Prediger und die Obrigkeit, bzw. zwischen den Unterkapiteln über die Obrigkeit und über die Ehemänner. Die Gesamtzahl der Unterkapitel liegt in der Regel bei 13. Der Text Luthers stützt sich auf konkrete biblische Zitate (Sprüche). Luther verwendet dabei Zitate aus seiner Übersetzung des Neuen Testaments.

Ľubomír Ďurovič behauptet, dass „wir aus unserem einzig erhaltenen Exemplar nicht sicher bestimmen können, ob die Überschrift auf Seite 43 tatsächlich lautet *Tabule niekterijch Wecy*, oder, wie aus der deutschen Formulierung *etlicher sprüche* hervorgeht, eher »...niekterijch Řečij«“ (Ďurovič 2013: 125).

Ľubomír Ďurovič besteht auf der Lautung *Tabule niekterijch Wěcy* und argumentiert mit der Behauptung, dass dieser Teil des *Kleinen Katechismus* aus dem Lateinischen übersetzt worden wäre: „Als Modell diente eher die lateinische Ausgabe LW-A (S. 265 ff, über die Tafel vgl. S. 326ff), die den Titel trägt Tabula Oeconomica“ (ebenda).

Bei der Rekonstruktion der beschädigten Überschrift, hat sich jedoch unwiderlegbar gezeigt, dass das letzte Wort auf S. 43 *Řečý* ist, was der deutschen Überschrift *Sprüche* im Original entspricht. Ich schließe nicht aus, dass der slowakische Übersetzer auch eine lateinische Ausgabe von Luthers *Kleinem Katechismus* zur Verfügung hatte, im Falle der Überschrift ist es kein ausreichender Hinweis. Es ist schwer die Ansicht zu akzeptieren, dass der deutsche Untertitel „für allerley heilige orden und stende“ zu lang und der lateinische Untertitel kürzer wäre: „quisque sui officii commonetur, qualis & vitae & ministerium ipsorum esse debeat“ (ebenda).
Berechtigt ist daher die Frage, warum der Übersetzer so verfahren ist. War für ihn der Untertitel (für allerley heilige orden und stende) allzu fremdartig in einem für den einfachen Rezipienten bestimmten Text? Störte ihn etwa die Vorstellung der zahlreichen katholischen Orden? Der Vergleich anderer Absätze in der *Haustafel* mit dem Original zeigt eindeutig, dass es sich um eine wörtliche Übersetzung aus dem Deutschen handelt.

Zielsprache: slowakisiertes Tschechisch

Es ist nicht mein Anliegen, den Charakter der Zielsprache philologisch zu werten, die in der Übersetzung des *Kleinen Katechismus* verwendet wird. Unter dem Aspekt der Übersetzungskritik handelt es sich um ein mit Slowakisch durchsetztes Tschechisch, um Tschechisch, das zahlreiche slowakisierende Elemente aufweist, insbesondere Elemente des sog. Kulturmittelslowakischen und der Dialekte. Mit anderen Worten, es war mit Sicherheit für den slowakischen Übersetzer sehr anspruchsvoll, in eine Zielsprache zu übersetzen, die zwar eine nahe, aber nicht seine Muttersprache war. Er kämpfte auf der einen Seite mit der Ausgangssprache, auf der anderen Seite mit Bibeltschechisch als der Zielsprache. Jeder Satz, jeder Absatz enthält eine Reihe slowakische Elemente in Orthographie, Lexik und Morphologie. Dieser Umstand ist ausführlich besprochen worden von Jana Skladaná (Skladaná 1995), Ľubomír Ďurovič (2009) u. a. Ďurovič spricht von einem „Tschechisch slowakischer Redaktion".

Uneinheitliche Lösungen, Schwankungen und Doppelformen in der Orthographie (*wpameť* statt *wpaměť, nayhorssij* statt *nejhorssij, domluwag* statt *domluwej, welikou sskodu* statt *welikau sskodu, Buoh/Bůh*), zahlreiche Doppelformen in der Morphologie (*hřijchůw /hřychůw; dáruow/darůw* usw.) – dies zeugt von den Mühen der übersetzerischen Arbeit, von dem Druck des Slowakischen. Diese Fakten deuten zugleich an, dass der Übersetzer wahrscheinlich unter Zeitdruck stand und nicht genug Zeit hatte, den Text gründlich durchzusehen.

Berücksichtigung des slowakischen Rezipienten

Das Eingehen auf Rezipienten, Mitglieder der zahlreichen protestantischen Kirchengemeinden, die unter ziemlich komplizierten Bedingungen in Oberungarn wirkten – zeigt sich deutlich an mehreren Stellen, ja fast durchgehend. Der Übersetzer berücksichtigt die pragmatische bzw. didaktische Ausrichtung des Textes und unterwirft seine Übersetzungskonzeption und die definitive Version seines Textes diesem Ziel, nämlich der Lektüre und dem Unterricht im Rahmen der Kirchengemeinden.

Der Übersetzer musste sich mit der sozialen Situation der Städte und der Dörfer in Oberungarn auseinandersetzen, wo der Analphabetismus ein verbreitetes Phänomen war. Daraus resultierte die Notwendigkeit, die Gedanken so zu formulieren, dass sie einem breiten Rezipientenkreis verständlich waren.

Biblische Zitate werden nicht wörtlich übersetzt – und darin zeigt sich deutlich ein Aspekt des translatologischen Handelns: es wird aus der tschechischen Bibel direkt zitiert, nämlich aus zwei Bibelfassungen: aus der Melantrich-Bibel und aus der Blahoslav-Bibel. Dies ist auch in der Gegenwart ein bewährtes Verfahren – biblische Zitate müssen erschlossen werden und womöglich aus der Bibel in der Zielsprache direkt übernommen werden.

Die slowakische Übersetzung weist häufige Explikationen und Exemplifikationen auf, wodurch der Textumfang mäßig ansteigt. Auf der anderen Seite zeigt sich bereits beim flüchtigen Anblick, dass der Übersetzer bestrebt war, die Satzformen zu vereinfachen, den Satz übersichtlicher zu gestalten, wenn die Satzverbindungen in Luthers Original ihm zu kompliziert vorkamen. Er tat dies immer dann, wenn er befürchtete, dass die Eindeutigkeit der Aussage eventuell geschwächt und die kommunikative Wirkung im Hinblick auf den Rezipienten herabgesetzt würde.

Erwähnten Zielen unterwirft der slowakische Übersetzer Gestalt und Form des Textes auf der Ebene der Lexik, des Satzbaus und des Stils und zwar jeweils zugunsten von Appellativität und Eindeutigkeit der Aussage und einer einfacheren Einprägbarkeit der Texte. Es entspricht den Prinzipien, die auch Luther selbst bei seinen Übersetzungen vertrat. Kennzeichnend für seine Sprache war ihre Volkstümlichkeit. Sie ist der Umgangssprache nahe, bildlich, reich an

Sprichwörtern und geflügelten Worten und frei vom lateinischen Einfluss. Sie hat einen klaren und durchsichtigen Satzbau. Im *Sendbrief* spricht Luther darüber, wie man aus der Volkssprache schöpfen soll: „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man Deutsch reden soll. Sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, dass man Deutsch mit ihnen redet“ (Luther 1969: 20).

Im Vordergrund stehen bei Martin Luther die Kirchenmitglieder, ihre Bedürfnisse, die Beziehung des Einzelnen zu Gott, das innere Erleben. Es überrascht daher nicht, dass dort, wo Luther im *Kleinen Katechismus* ziemlich expressiv argumentiert, die Übersetzung eine Milderung der Expressivität bringt – der slowakische Übersetzer hält sie offensichtlich für ein störendes Moment. Er macht die Textstruktur übersichtlicher und ist bestrebt, die Semantik zu vereinfachen. Mit anderen Worten, er berücksichtigte den slowakischen protestantischen Kontext, in dem seine Übersetzung funktionieren sollte.

Es ist schwer zu entscheiden, welche der Verschiebungen aus einer anderen stilistischen Färbung resultierten, und was direkt dem Übersetzer und seinen individuellen Präferenzen zuzurechnen ist. Man wird in Zukunft allerdings berücksichtigen müssen, inwieweit die zeitgenössische soziale und bildungsmäßige Situation in Oberungarn, die in mancher Hinsicht anders war als die Situation in Deutschland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, auf die Übersetzungsarbeit eingewirkt haben könnte.

Luther wusste sehr wohl, dass das Übersetzen ein schwieriges Unterfangen ist: „Ach, es ist Dolmetschen keineswegs eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich gelehret, erfahren, geübet Herz. Darum halt ich dafür, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne; wie das deutlich wird in den Propheten, zu Worms verdeutschet, darin doch wahrlich großer Fleiß angewendet und meinem Deutschen sehr gefolgt ist. Aber es sind Juden dabei gewesen, die Christo nicht große Huld erzeigt haben - an sich wäre Kunst und Fleiß genug da“ (Luther 1969: 25). Das Original setzt durch Appellativität und Betonung der Aktivitäten des einzelnen Menschen Akzente auf die Entscheidungskraft und den Willen des Gläubigen – es werden Appelle formuliert sowohl an die „Zuhörer“ als auch an die Strukturen innerhalb der Kirche. Dabei ist die Frequenz einiger Schlüsselwörter in der slowakischen Übersetzung eine andere (eine höhere) als im Original.

Übersetzungsfragen

Der Übersetzer des Bartfelder Katechismus 1581 ging m. E. von einem soliden Verständnis des Lutherschen Originals aus, wie er es in einer zwischen 1529/1531 und 1581 erschienenen Ausgabe gefunden hat. Die in der Übersetzung zu findenden Verschiebungen sind selten durch ein unrichtiges Verstehen des Originals verursacht. Sie sind im Wesentlichen motiviert durch eine anders strukturierte Weltanschauung, die aus einer unterschiedlichen sozialen und historischen Situation resultiert, in der die Übersetzung entstanden ist, aber auch – aus einem unterschiedlichen Usus in der slowakischen evangelischen Kirche. Außerdem sind sie motiviert durch die ausdrucksmäßige Akzentuierung der Bedürfnisse der Kommunikation, durch die Betonung der Kommunikationssituation zwischen Übersetzer und Empfänger und das daraus folgende Didaktisieren und „Zu-Ende-Sagen“. Die Übersetzung bevorzugt häufig besondere lexikalische Elemente, sie setzt großen Wert auf leichte Verständlichkeit, Eindeutigkeit in der Aussage, sie lehnt sich an stilistische Mittel der zeitgemäßen Predigt an und dergl. mehr.

Dadurch wurde an einigen Stellen Luthers Bildhaftigkeit, Expressivität, seine Kernigkeit und das Dialogische geschwächt. Luther hatte zahlreiche Neologismen ins Deutsche eingeführt eben in der Zeit, als er die Bibel übersetzte und seine theologischen Schriften, aber auch Predig-

ten und Briefe verfasste. Die Tatsache, dass der slowakische Übersetzer mit Luthers Neologismen adäquat verfahren ist, ist ein Beweis dafür, dass er den zeitgenössischen Sprachusus im Deutschen vollkommen beherrscht hat.

Es ist nicht Ziel meines Aufsatzes, eine erschöpfende Analyse der slowakischen Übersetzung des *Kleinen Katechismus* zu geben, ich möchte mich vielmehr auf einige Schlüsselfragen konzentrieren. Meines Erachtens hatte der Übersetzer die geringsten Probleme dort, wo sich Luther auf die Bibel durchgehend bezieht und die Quelle des Zitats bzw. der Paraphrase genau anführt. Ein erfahrener Übersetzer konnte sich dort auf den Wortlaut der Melantrich-Bibel stützen. Dies betrifft vor allem den Text *Haustafel etlicher Sprüche* (Tabule některých Řečý). Die zahlreichen Bibelzitate hat der slowakische Übersetzer korrekt erschlossen. Der übersetzte Text liest sich fließend, der Übersetzer gibt Geist und Buchstaben des Textes zuverlässig wieder.
In der dritten Bitte des Vaterunsers ist im Lutherschen Kommentar ein langes und kompliziertes Gefüge enthalten:

> „Wenn Gott allen bösen rat und willen bricht und hindert, so uns den namen Gotts nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen, als da ist der teufel, der wellt und unsres fleischs wille, sondern stercket und behellt uns feste ynn seinem wort und glauben bis an unser ende, das ist sein gnediger guter wille.“ (Luther 1910: 303)

Der slowakische Übersetzer musste die Aufgabe lösen, die in diesem Gefüge enthaltene Information in die Zielsprache überzutragen. Er bediente sich dabei einer legitimen Möglichkeit: Das lange Gefüge hat er in vier kürzere Sätze aufgelöst:

> „Když Otec Nebeský kazý a russý wsseliku radu a wůli zlu kteraž nám Gména geho swatého při nás neposwěcuge a Kralowstwij geho k nám přigijti nedopaustij. Gakožto gest diábla, Swěta a těla nasseho wůle. A přitom když nás posylňuje a mocně zachowáwá při Slowu swém a wijře prawé až do konce žiwota nasseho. To gest geho milostiwá swatá wůle.“ (Luther 1947: 27)

Es ist anzunehmen, dass dies geschehen ist, um das unübersichtliche Gefüge verständlicher zu machen. Man muss feststellen, dass diese Lösung übersichtlicher und kommunikativer ist. Der Akzent auf eine wörtliche Übersetzung beweist, dass es sich um keine Übersetzung aus zweiter Hand über das Lateinische handelt, wie Ľubomír Ďurovič annimmt (Ďurovič 2013: 122). Für mich steht fest, dass der Bartfelder Katechismus aus einem deutschen Original, nicht auf dem Umweg über das Lateinische, übersetzt worden ist.

Eine Bestätigung für dieses Argument ist in der späteren slowakischen Ausgabe des *Kleinen Katechismus* von 1612 zu finden: das Gefüge wird in drei Sätze aufgelöst, wobei allerdings in der Interpunktion der Punkt zwischen „*nedopausstij*“ und „*gakožto*“ durch einen Doppelpunkt ersetzt wird:

> „Když Bůh lomij a russý wsselikau Raddu a wůli zlau kteráž nám Gména Božijho poswěcowati, a geho Králowstwij k nám přigijt, nedopausstij: gakožto gest zlá wůle ďábla, Swěta, a Těla nasseho. Ale raděgij vtwrzuge a zachowáwá nás při swém Slowu a Wijře prawé, až do skonánj žiwota nasseho. To gest geho milostiwá dobrá wůle.“ (Luther 1947: 79).

Was die Frage betrifft, dass der Bartfelder Katechismus den Originaltext verzerre, führe ich einen Ausschnitt aus Oto Vízners aktueller Übersetzung an: „Keď Boh lomí a ruší každú zlú radu a vôľu, ktorá nám meno Božie nedovoľuje posväcovať, ani Jeho kráľovstvu k nám prichádzať, ako je vôľa diabla, sveta a nášho tela; ale nás utvrdzuje a zachováva vo svojom slove a vo viere pevnými až do konca; to je jeho milostivá a dobrá vôľa (Symbolické knihy, S. 190).

Etwas kompliziertere Fragen musste der slowakische Übersetzer immer dort lösen, wo es darum ging, zahlreiche abstrakte Begriffe zu dechiffrieren. Ein Beispiel dafür ist unter anderem

im Text *O Poswěcenij* auf Seite 24 zu finden.

Luthers Original (ich zitiere nach dem Nürnberger *Enchiridion* von 1558, Kapitel *Von der Heiligung*, S. 52):

> „Ich glaub, das ich nicht aus eigener vernunfft noch kraft an Jhesum Christ, meinen Herrn, glauben, odder zu ihm komen kan; Sondern der Heilige Geist hat mich durch das Euangelion beruffen, mit seinen gaben erleucht, im rechten glauben geheiliget und erhalten; gleich wie er die ganze **Christenheit** auff erden berufft, samlet, erleucht, heiliget und bei Jesu Christo erhelt im rechten einigen Glauben; In welcher **Christenheit** Er mir und allen Glaubigen teglich alle sunde reichlich vergibt, Und am Jüngsten tag mich und alle todten auferwecken wird, Und mir sampt allen gleubigen inn Christo ein Ewiges leben geben wird. Das ist gewisslich war."

Slowakische Übersetzung des Bartfelder Katechismus 1581, S. 24:

> „Wěřijm že yá sam od sebe wlastnijm rozumem a přirozenijm swým v Krysta Pána wěřiti a k němu přigijti nikoli nemohu: Ale že Duch swatý mne gest skrze slowo Swatého Ewangelium powolati, swými dary oswijtiti a skrze prawau žiwau wijru k poswěcenij a k spasenij přiwesti ráčil: tak yakž celau **Cýrkew** zde na Zemi powoláwá, shromážďúge, oswěcuge a w Krystu Gežíjssy skrze gedinau žiwau wijru k poswěcenij a k spasenij přiwozuje. W kteréžto **Cýrkwi** on mne y wssem wěřijcým wssecky hřijchy ustawičně a milostiwě odpustij: a wedni poslednijm mně y wssecky mrtwé wzkřijssyti: a mně se wssemi w Krysta Pána wěřijcými žiwot wěčný konečně dáti chce. To gistě wěrná prawda."

Der slowakische Übersetzer griff in den Text ein, indem er geringfügige Ergänzungen einführte, die es im Original nicht gibt. Er hat den Satz um Ergänzungen erweitert: *sam od sebe, slowo Swatého*, oder um Adjektive wie *žiwau* (2x), Versatzstücke wie *konečně*, oder das Verb *ráčil* usw. Durch diese Ergänzungen versuchte er, den Aussagegehalt zu intensivieren, in der Tat schwächte er jedoch die Schlagfertigkeit von Luthers Formulierungen ab. Signifikant sind Verschiebungen auf der lexikalischen Ebene: *Christenheit* übersetzt er mit *Cýrkew* (2x). Während bei Luther die Verbindung *im rechten Glauben* bzw. *im rechten, einigen Glauben*, steht, verwendete der Übersetzer die Verbindungen *prawau žiwau wijru* resp. *gedinau žiwau wijru*. Dadurch wollte er die Textwirkung offensichtlich intensivieren. Die Verwendung des Verbs *ráčiť* ist ein spezifisches Element im gesamten Text der slowakischen Übersetzung. Das Verb *ráčiť* dient im Slowakischen/Tschechischen zur Steigerung einer höflichen Ausdrucksweise, vor allem in Gebeten. Die deutsche Entsprechung ist ungefähr *belieben* bzw. *geruhen*.

Martin Luther benutzte eine direkte Ausdrucksweise über das Verhältnis des Gläubigen zu Gott. Wo Luther *teglich* a *reichlich* (also *dennodenne* und *bohato/hojne*) verwendet, hat die Übersetzung: *wssecky hřijchy ustawičně a milostiwě odpusstij*.
Es zeigt sich, dass in der Übersetzung einige Ausdrücke (*milostiwý/milostiwě, milosrdenstwij/milosrdně*) überflüssig bevorzugt werden, während das Original eine vollwertige semantische Entsprechung enthält. Mit anderen Worten, die Übersetzung weist an einigen Stellen die Tendenz zur Nivellierung auf.

Stellenweise enthält dass Luthersche Original – vor allem bei den Bibelparaphrasen – keine Aufschlüsse über die Quelle. Häufig kommt dies in den Abschnitten vor, wo Luther die biblischen Psalmen paraphrasiert. Solche Stellen sind unter anderem im Unterkapitel *Poděkowánij* (auf Seite 42) zu finden. Original *Enchiridion. Der Kleine Katechismus*, S. 90):

> „**Danket** dem Herrn, denn er ist **freundlich**, und seine **Güte** weret ewiglich. Der allem fleisch speise gibet, Der dem vihe sein futter gibt, den jungen Raben, die jn anruffen. Er hat nicht lust an der stercke des rosses, noch gefallen an jemands beinen. Der Herr hat gefallen an denen, die Ihn fürchten und die auff seine **güte** warten."

Slowakische Übersetzung *Bartfelder Katechismus 1581*, S. 42:

> „**Chwalte** Pána, nebo on **dobrotiwý** gest, nebo na wěky **milosrdenstwij** geho gest. Kterýž dáwá pokrm wssemu tělu, kterýž dáwá Howádkům potrawu gich, y také mladým Hawrankům, wzýwagijcým geho. Neoblibuge sobě Pán sýli Koně, aniž mu se libij Laytky Muže. Oblibuge sobě Pán wssecky bogijcý se geho, a ty, kteřijž dauffagij v **milosrdenstwij** geho."

Der slowakische Übersetzer identifizierte korrekt den Psalm 147 als Quelle und paraphrasiert diesen Psalmtext nach der Melantrich-Bibel. Er setzt die lexikalischen Mittel ausgewogen ein, obwohl er einige Substantive und Adjektive bevorzugt, die im Original eine andere Frequenz aufweisen. Im ersten Satz ist eine geringe Verschiebung festzustellen: der Satz *Danket dem Herrn* wurde übersetzt mit *Chwalte Pána* (Lobet den Herrn). Diese Verschiebung *chwalte* statt *děkujte* ist im Bartfelder Katechismus 1581 an mehreren Stellen zu finden.

Die Verbindung *denn er ist **freundlich*** wird mit *nebo on **dobrotiwý** gest* (denn er ist gütig). Dies zwingt den Übersetzer dazu, dass er die folgende Verbindung *und seine **Güte** weret ewiglich* mit dem Synonym *nebo na wěky **milosrdenstwij** geho gest* (und seine Gnade ist ewiglich) übersetzen musste.

Das Kapitel über die Zehn Gebote enthält in der Übersetzung Beispiele, wo der Text um Explikationen und Informationen über die biblischen Quellen mäßig erweitert wurde.

Auf einer Stelle der slowakischen Übersetzung der *Haustafel* gibt es eine Abweichung von den meisten deutschen Ausgaben. Im Kapitel *Powinnost posluchacuw* steht unmittelbar nach der Überschrift dieser Text: „Pán zřidyl aby ty kteřijž Ewangelium učij/ z Ewangelium žiwnosť měli / 1. Korint. 9" (Luther 1947: 44).

Im Original heißt es: „Esset und trincket was sie haben/ Denn ein Arbeiter ist seines Lohns wird / Luce 10. Der HERR hat befohlen/ Das die das Euangelium predigen/ sollen sich vom Euangelio neeren. 1. Cor. 9" (Luther 1561: 88).

Der Vergleich zeigt, dass in der Übersetzung ein Satz fehlt, der im Original mit dem Bibelzitat endet: „1. Cor. 9". Es ist anzunehmen, dass es sich um einen Flüchtigkeitsfehler handeln dürfte – im Kontext des Kapitels gibt es dadurch keine besondere Verzerrung. Gleichzeitig ist zu vermerken, dass die von Ďurovič formulierten Hypothesen über eine eventuelle Verwendung des lateinischen Katechismus als Vorlage an dieser Stelle gegenstandslos sind (vgl. Ďurovič 2013: 127). Im Kommentar zum *Kleinen Katechismus* von 1531 heißt es: „Nach 3 steht in H: Was die Christen jren Lerern und Seelsorgern zu thun schuldig seien" (Luther 1910: 398). Und an einem anderen Ort: „Die Schirlentzsche Ausgabe H (1540) die sich auf dem Titel als ‚gebessert' bezeichnet, korrigiert tatsächlich ihre Vorgängerin G mehrfach. (…) Die auffallendsten Änderungen im Katechismustext sind die Hinzufügungen der Verheißung zum 4. Gebot und einer neuen Spruchgruppe in der Haustafel" (Luther 1910: 610).

Und weiter: „Die als angebliche Ausgabe letzter Hand vielfach bevorzugte, in Wittenberg 1542 gedruckte, I ruht wesentlich auf H, vermehrt aber die Haustafel noch um eine zweite Spruchgruppe, so daß in Übereinstimmung mit den lateinischen Texten **A** und **B** nunmehr auch in den deutschen Texten dreizehn erreicht sind." (Luther, ebenda).

An dieser Stelle möchte ich auf einige Fragen von Boris Bálent, dem Herausgeber der slowakischen Faksimileausgabe von 1947, eingehen. Er fragt in seiner Einleitung im Zusammenhang mit der *Haustafel*: „Neviem, či tento výber biblických citátov je práca prekladateľa, alebo citáty boly už v pôvodnom, akiste nemeckom texte. [Ich weiß nicht, ob diese Zusammenstellung biblischer Zitate die Arbeit des Übersetzers, oder ob diese Zitate bereits im ursprünglichen, sicherlich deutschen, Text enthalten waren.] (Bardejovské katechizmy 1947: 11).

Meine Antwort ist eindeutig in dem Sinn, dass das deutsche Original diese Absätze bzw. Zitate aus der Bibel sehr wohl enthält. Sie werden im Bartfelder Katechismus 1581 korrekt wiedergegeben, wie dies auch die anderen Zitate auf Seite 43 bis 46 belegen.

Bálent stellt fest: „Nevieme ani o tom, aké ďalšie citáty výber obsahoval, je však možné, že

ich bolo už len niekoľko na ďalšom – poslednom? – liste knihy.“ [Wir wissen nichts darüber, welche weiteren Zitate diese Auswahl enthielt, es ist jedoch anzunehmen, dass es nur noch einige wenige auf dem folgenden – dem letzten? – Blatt des Buches waren.] (Ebenda).

Dazu mein Kommentar: der Kustos *Rodičům* auf Seite 46 unten deutet allem Anschein nach an, dass auf Seite 47 im Bartfelder Katechismus 1581 ein den Eltern gewidmeter Abschnitt folgte. Falls es so war, hat die slowakische Übersetzung den ursprünglichen Absatz des Lutherschen Originals *Den Ehefrauen* weggelassen. Der Abschnitt *Den Eltern* folgt nämlich im Original erst danach.

Ganz am Ende steht der bekannte sprichwörtliche Doppelvers: „Ein jeder lerne sein Lection,/So wird es wohl im Hause stohn.“

Boris Bálent nimmt an, dass es nur noch einige Zitate auf dem letzten Blatt gegeben hat. Der übrigbleibende Text im deutschen Original enthielt ca. 60 Zeilen bzw. 7 Absätze, was Bálents Hypothese entspricht.

Man kann zugleich die Vermutung formulieren, dass auf dem fehlenden Blatt C (VIII) tatsächlich der Schluss des Buches war, wie Bálent es annimmt (ebenda: 11 f.). Ich neige zu dieser Ansicht auch deshalb, weil die meisten deutschen Ausgaben von Luthers *Kleinem Katechismus* im Zeitraum 1529 – 1580 mit diesem Doppelvers enden.

In der Nürnberger Ausgabe von 1558 folgt, wie ich oben erwähnt habe, noch ein Anhang auf 35 Seiten mit dem Titel *Der Catechismus Gesang*. Diesen hat ebenfalls Martin Luther zusammengestellt und mit Notenapparat versehen.

Zum Schluss

Die slowakische Übersetzung von Luthers *Kleinem Katechismus* belegt ein hohes Niveau der Informiertheit der slowakischen Protestanten über das Leben der protestantischen Gemeinden in Deutschland, über die dortige Entwicklung der lutherischen Glaubenslehre sowie die Werke der Repräsentanten des Lutheranismus.

Die slowakische Übersetzung von 1581 stellt einen Beweis dar für intensive und vielleicht auch wiederholte Bemühungen, Schlüsseltexte der deutschen Reformation mit Hilfe von Übersetzungen in das Milieu der evangelischen Kirchengemeinden auf dem Gebiet der heutigen Slowakei zu vermitteln.

Als eines der Resultate meines Beitrags kann ich die Präzisierung bei der Bestimmung des Ausgangstextes hervorheben: es zeigt sich mehr und mehr, dass die möglichen Ausgangstexte nicht in den Jahren 1529 bzw. 1531 zu suchen sind. Ebenfalls kann man die Hypothese ausschließen, dass der slowakische Katechismus von Bartfeld aus einer lateinischen Version des Lutherschen Originals übersetzt worden sei. Aufgrund eines Vergleichs vor allem der Texte der *Haustafel* konnte bewiesen werden, dass die mögliche Quelle die hochdeutsche Ausgabe H (1540) oder J (1542) ist, bzw. eine der auf diesen beiden Ausgaben basierenden späteren Nürnberger Ausgaben (1558).

Die Übersetzung zeugt vom hohen Niveau der Leistung des Übersetzers, von seinen Kompetenzen und Fertigkeiten. Der slowakische Übersetzer war bemüht, die lebendige Sprache des Originals, die plastische Bildhaftigkeit und Emotionalität des Gehalts zu erhalten. In der Übersetzung ist das Bemühen zu sehen, Volksnähe und gleichzeitig sakrale Würde des Textes zu wahren, um die Textbotschaft so zu übermitteln, wie es sich Luther in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) vorstellt, damit sie „ebenso dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es tut in unsrer Sprache.“ (Luther 1969: 23).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Bardejovské katechizmy z rokov 1581 a 1612. Ed. Boris Bálent. Turčiansky Svätý Martin: Kníhtlačiarsky účastinársky spolok 1947.

Luther, Martin: Enchiridion. Der kleine Catechismus, für die gemeine Pfarherr und Prediger. Nach dem Alten Exemplar Doctoris Martini Lutheri von newen vbersehen vnd zu gemeinem gebrauch der Nuermbergischen Kirchen und Schulen gedruckt bey M. Joachim Heller zu Nuermberg. Nuermberg MDLVIII (1558). In: http://bildsuche.digitale-sammlungen.de/index.html?c=viewer& bandnummer=bsb00020665&pimage=5&v=100&nav=&l=de.

Luther, Martin: ENCHIRIDION. Der Kleine Catechismus Doctor Martin Luthers/ Teutsch vnd Preussisch. [Übers. Von Abel Will Pfarherr zu Bobeten.]. Koenigsperg: Johann Daubmann 1561. In: http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB00006EE700000000.

Luther, Martin: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger 1910, Bd. 30 I., 243–429.

Luther, Martin: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger 1910, Bd. 30 II., S. 60–63. Vorrede zu Oeconomia Christiana, das ist von christlicher Haushaltung Justi Menii, 1529.

Luther, Martin: 1969, Ein Sendbrief vom Dolmetschen. In: Das Problem des Übersetzens. Ed. Hans Joachim Störig. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1969, 14–32.

Symbolické knihy evanjelickej cirkvi augsburského vyznania. Z latinskej a nemeckej pôvodiny preložil Oto Vízner. Liptovský Mikuláš: Tranoscius, 1992.

Sekundärliteratur

Bach, Adolf(1970): Geschichte der deutschen Sprache. Heidelberg: Quelle & Meyer.

Bálent, Boris (1947): Bardejovské katechizmy z rokov 1581 a 1612. In: Bardejovské katechizmy z rokov 1581 a 1612. Ed. Boris Bálent. Turčiansky Svätý Martin: Kníhtlačiarsky účastinársky spolok, 5–22.

Bednárová, Katarína (2013): Dejiny umeleckého prekladu na Slovensku I. Od sakrálneho k profánnemu. Bratislava: Veda.

Bodnárová, Miloslava: Reformácia vo východoslovenských kráľovských mestách v 16. storočí. In: Bardejovský katechizmus z roku 1581 – najstaršia slovenská kniha. Martin: Slovenská národná knižnica 2013, 35–52.

Doruľa, Ján (1977): Slováci v dejinách jazykových vzťahov. Bratislava: Veda.

Doruľa, Ján (Hrsg.) (2008): Z histórie slovensko-nemeckých vzťahov. Bratislava: Slavistický ústav Jána Stanislava SAV.

Ďurovič, Ján P. (1948): Prehľad literárnych dejín slovenských evanjelikov. Lipovský Svätý Mikuláš: Tranoscius.

Ďurovič, Ľubomír (2009): Bardejovský katechizmus (1581) – prvá slovenská kniha. In: Slovenská reč, 4, 204–218.

Ďurovič, Ľubomír (2013): Text Bardejovského katechizmu. In: Bardejovský katechizmus z roku 1581 – najstaršia slovenská kniha. Martin: Slovenská národná knižnica, 103–128.

Hajduk, Andrej (2002). Dejiny ECAV na Slovensku v rokoch 1517 – 1610. In: *Evanjelici v dejinách slovenskej kultúry*. Vol. III. Liptovský Mikuláš: Tranoscius.

Klátik, Miloš (2011): Cestou viery. Liptovský Mikuláš: Tranoscius.

Kovačka, Miloš (Ed.) (2013): Bardejovský katechizmus z roku 1581 – najstaršia slovenská kniha. Martin: Slovenská národná knižnica.

Kovačka, Miloš (2013): Bardejovský katechizmus v národných a duchovných dejinách Slovenska**.** Tri sondy k téme. In: Bardejovský katechizmus z roku 1581 – najstaršia slovenská kniha. Martin: Slovenská národná knižnica, 175–224.

Krajčovič, Rudolf/Žigo, Pavol (2002): Dejiny spisovnej slovenčiny. Bratislava: Univerzita Komenského.

Pauliny, Eugen (1966): Dejiny spisovnej slovenčiny I. Od začiatkov až po Ľudovíta Štúra. Bratislava: Slovenské pedagogické nakladateľstvo.

Skladaná, Jana (1995): Prenikanie slovenčiny do katechizmov v 16. – 18. storočí. In: Náboženské a sociálne hnutie v Uhorsku a v Čechách. Ed. Kvetoslava Kučerová, Eva Tkáčiková. Bratislava: Univerzita Komenského, 108–119.

Tučková, Veronika (2010): Preklady a vydania Lutherových prác v češtine a slovenčine. Diplomová práca. Bratislava: UK EBF.

Valčo, Michal (2013): Bardejovský katechizmus a dogmatická pozícia súčasnej ECAV na Slovensku v otázkach spovede a Večere Pánovej. In: Bardejovský katechizmus z roku 1581 – najstaršia slovenská kniha. Martin: Slovenská národná knižnica, , 139–160.

Žitný, Milan (2013): Preklad Lutherových nemeckých textov v rôznych častiach Bardejovského Malého katechizmu z roku 1581. In: Bardejovský katechizmus z roku 1581 – najstaršia slovenská kniha. Martin: Slovenská národná knižnica, 129–138.

Annotation

The Bardejov/Bartfeld Catechism from 1581 – the oldest Slovak book

Milan Žitný

The Bardejov Catechism is the translation of Martin Luther‘s work *Der kleine Katechismus* from 1529. It is the oldest book in Slovak, published in 1581 by David Guttgesell in Bardejov/Bartfeld. The work has been re-read from the theological aspect, but until now there has been no translatological analysis. The study is the first attempt to illuminate a possible German source of the Slovak translation, as well as the status of the translator in the context of Slovak-German inter-literary relations in the 16th century. It focuses on the textual structure of the German original, style segments and chosen translation solutions. The study notes a high level of translation work that demonstrates the skillfulness and competence of the translator, his ability to preserve the living language and plastic imagination of the original as well as the emotional character of the content, driven by the effort for popular character as well as sacral dignity. Part of the research intention is the problematic of the translation to a related target language – Slovakized Czech.

Key words: beginnings of Slovak, translations from German, translatology and textology, translation of Catechism literature, reformation in Slovakia, status of the Translator in the 16th century, Slovakized Czech as the target language of translation.

Anhang

Doktor Martin Luthers Kleiner Katechismus, Abschluss der Vorrede, S. 17.

Darumb sihe drauff Pfarher
vnd Prediger/ vnser ampt ist nun
ein ander ding worden/deñ es vn-
ter dem Babst war. Es ist nun
ernst vnd heylsam worden/darum
hat es nu vil mühe vñ arbeit/fahr
vnd anfechtũg / dazu wenig lohn
vnd danck in der welt. Christus a-
ber wil vnser lohn selbest sein / so
wir trewlich arbeyten/ Das helffe
vns der Vater aller gnaden/
Dem sey lob vnd danck jn
ewigkeit/ durch Christ-
um vnsern HER-
REN Amen.

Bartfelder Katechismus, Abschluss der Vorrede (Predhovor), S. 11

Protoż ty ffarařij a Kazatelij bud
pýlny. Nynij gisté nass vřad ginakssi gest
nežlij wpapestwu. Gijž gest potřebnu a
spasytedlnau wěcí / a z te přýčiny vřad
Kazatelský ninij wice potřebuge prace/
peče/ nebezpečenstwa y pokussený / a za-
to malicku odplatu y wděčnost na swe-
tě ma: Krystus Pán pak sam chce bytí
nassij odplátu / když tolko my budeme
wiernĕ pracowati. To račiž včiniti Bůh
Otec wsselikeho milosrdenstwij / gemuž
bud chwala a dýkůw činenij na-
wěky/ Skrze Gezu Krysta
Pana nasseho.
AMEN.

Als eine Frau in weltentrückten Dörfern sowie in Kulturmetropolen der Donaumonarchie zur Feder griff – Maria Therese von Artner (1772–1829) und Determinanten ihrer Zeit[1]

Michaela Kováčová

Das Ziel dieses Beitrags ist, die Vita einer fast in Vergessenheit geratenen Literatin, Maria Therese von Artner, darzustellen. Ihre Lebensgeschichte und literarisches Schaffen sind für slowakische Germanisten mindestens aus zwei Gründen interessant. Erstens verbrachte sie ein Teil ihres Lebens mit in den Komitaten Neutra (Nitra) und Trentschin (Trenčín), zweitens wurde sie von Zeitgenossen als eine talentierte Dichterin wahrgenommen und zählt zugleich zu den wenigen bekannten deutsch schreibenden Schriftstellerinnen des frühen 19. Jahrhunderts unserer Region.

Die Persönlichkeit von Maria Therese von Artner wird in diesem Artikel zum Anlass genommen, den breiteren kultur- und soziohistorischen Kontext zu erörtern.

Dem entspricht auch der Aufbau des Textes. Einführend wird die politische und soziale Situation sowie der Literaturbetrieb im letzten Drittel des 18. und im frühen 19. Jh. in Ungarn charakterisiert. Besondere Aufmerksamkeit wird Preßburg geschenkt, da die Stadt ein kulturelles Zentrum war, das den Wohnsitzen von Artner nahe lag. In einem weiteren Abschnitt werden Fragen der Mädchenbildung und der literarischen Tätigkeit von Frauen in den Vordergrund gerückt. Schließlich wird gezeigt, wie die geschichtlichen Gegebenheiten das Schicksal von Maria Therese von Artner prägten. Folgende Ausführungen stützen sich sowohl auf Erörterungen, Reiseberichte und Erinnerungen der Zeitzeugen als auch auf gegenwärtige historische Analysen.

1 Aufgeklärter Absolutismus und Absolutismus ohne Aufklärung

Das letzte Drittel des 18. Jhs. wird in der Donaumonarchie als die Zeit der aufgeklärten Reformen betrachtet. Die Aufklärer, zu denen sich Angehörige des Hofes, Adelige sowie Bürger bekannten, bemühten sich, alle Wissensgebiete mit dem Licht der Vernunft zu erhellen, Geheimnisse der Natur und menschlicher Psyche rational zu erklären. Kirchliche Lehrsätze, und Wunder stellten infrage. Durch ihre Korrespondenzen und Freundschaften in gelehrten Gesellschaften überwanden sie Schranken kirchlicher Zugehörigkeit. Gleichheit, Toleranz und geistige Freiheit waren ihre Ideale. Der Glaube an Fortschritt der Wissenschaften und Kultur prägte den Zeitgeist. Ein würdiges Leben sollte sich der Mensch bereits auf den Erden verdienen. Die Herrscher sollten dafür Bedingungen schaffen. Sie sollten also so regieren, dass sie Glück und Wohlfahrt ihrer Untertanen fördern, die Würde des Menschen achten und die Freiheit des Denkens gestatten.

Tatsächlich waren es auf unserem Gebiet die Herrscher Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II., die die Gedanken der Aufklärung durch ihre uneingeschränkte – absolutistische Macht umsetzten (aufgeklärter Absolutismus). Sie führten eine Reihe von Reformen durch. Der Staat

[1] Die vorliegende Studie entstand im Rahmen des VEGA-Projekts Nr. 1/1161/12, Zabudnuté texty, zabudnutá literatúra. Po nemecky píšuce autorky z územia dnešného Slovenska“/ „Vergessene Texte, vergessene Literatur. Deutschschreibende Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei“.

reorganisierte die Armee, reformierte die Verwaltung (Zentralisierung, Einführung des Deutschen als Amtssprache), Bildung (Ratio educationis), das Strafrecht (Codex Theresianus, Abschaffung der Folter), griff in die Beziehung zwischen Bauer und seinem Grundherrn ein (der Theresianische Kataster, Aufhebung der Leibeigenschaft durch das Untertanenpatent) realisierte Maßnahmen zur Förderung der Wirtschaft durch Abschaffung der Zoll- und Mautstellen im Binnenhandel, Währungsreform, Aufhebung von Zunftordnungen und Gründung von Manufakturen. Der Staat garantierte überdies teilweise die Religionsfreiheit (Toleranzpatente). Von der breiteren Palette der Reformbestrebungen sind für die untersuchte Materie zwei von Bedeutung: Ratio educationis, da dadurch eine Schulpflicht auch für Mädchen bis zum 12. Lebensjahr an katholischen Schulen eingeführt wurde und die Toleranzpatente, weil dadurch auch Protestanten – wie Artner – zu vollwertigen Bürgern wurden.[2]

Da Joseph II zu rasch und zu autoritär vorgegangen war, stießen seine Reformen bei der breiten Bevölkerung auf Ablehnung. Zugleich verlor er auch die Unterstützung beider traditionellen Stützen feudaler Gesellschaft – des Adels und der Kirche.[3] Die innen- sowie außenpolitische Lage war zu Ende der Regierungszeit von Joseph II gespannt, er gelangte allmählich in Isolation und unter Druck der Umstände nahm er am Ende seines Lebens seine Reformen außer Toleranz- und Untertanenpatenten zurück. Dem Nachfolger, seinem aufklärerisch gesinnten Bruder Leopold (1790-1792), gelang es die innenpolitische Situation zu beruhigen, obwohl er im Kurs des aufgeklärten Absolutismus fortsetzte. Hingegen, sein Sohn Franz II (1792-1835)[4] änderte grundsätzlich den Regimentsstil. Die letzten Jahre des 18. und frühen Jahre des 19. Jhs. standen dann im Zeichen des „Absolutismus ohne Aufklärung“ (Kováč 1998: 84).

Während sich aufklärerische Gedanken in Frankreich auch unter dem Bürgertum verbreiteten und gesellschaftliche Gärung hervorriefen und in der alte Ordnungen in Europa in der erschütternden Französischer Revolution gipfelte, identifizierte sich nur ein Teil der ungarischen Intelligenz mit den Gedanken der französischen Revolution. Ihre Anhänger gruppierten sich in Klubs und geschlossenen Lesekreisen und man nannte sie die ungarischen Jakobiner. Sie bereiteten eine politische Wende in zwei Phasen vor, die Verschwörung wurde aber 1794 aufgedeckt, die Anführer hart bestraft (Kontler 2001: 20–202, Tibenský 1971: 413–414), Lesekreisen verboten, Zensur verschärft.

Die Mehrheit des Adels teilte aber die Position der feudalen Ordnung. Er verbündete sich sogar mit den Habsburgern gegen „die französische Seuche“ (Kontler 2001: 203). Das Bündnis zwischen Wien und Ofen löste sich aber nach der Niederlage von Napoleon bei Waterloo und dem Staatsbankrott 1811. Der Wiener Kongress 1815 bekräftigte die Rückkehr zum Ancien Régime. Der Kaiser Franz I. entschied selber über alle wichtigen Belange. Die Monarchie verwandelte sich in einen Polizeistaat, mit schwerfälliger Bürokratie, durchgespickt mit Geheimagenten und geprägt durch Angst und Zensur.

Richtet man nun die Aufmerksamkeit auf die wirtschaftliche und soziale Situation in Ungarn, dann muss man konstatieren, dass Ungarn trotz aller Reformen ein rückständiger Staat blieb. Nach der ersten ungarischen Statistik von Martin Schwartner zählte das Land ohne Siebenbürger Ende des 18. Jhs ca. 7 Mio. Einwohner, Anfang des 19. Jhs. ungefähr 8 Mio. Ein-

---

[2] Sie konnten u.a. akademische Grade erwerben, Zechmeister werden, Ämter in der öffentlichen Verwaltung bekleiden, Funktionen im Staatsdienst übernehmen, frei mit ihrem Besitz disponieren (Bartl et al. 1997: 314–315).

[3] Durch Abschaffung von Komitaten in Ungarn und Germanisierung stieß er auf den Widerwillen des ungarischen Adels, der sich von seinen altertümlichen Freiheiten und Privilegien beraubt fühlte und seine nationale Gefühle verletzt sah. Den Klerus entrüstete neben den Toleranzpatenten auch die Auflösung wirtschaftlich unproduktiver kontemplativer Orden und Brüderschaften und ihre Enteignung, Zentralisierung der Priesterausbildung und Abschaffung einiger Feiertage und Wallfahrten.

[4] Franz II war sein Titel als Kaiser des Heiligen römischen Reiches der deutschen Nation. Nach der Auflösung des Reiches, wurde er zum österreichischen Kaiser und ungarischen König Franz I.

wohner (Schwartner 1798: 71; 1811a: 110). Auf dem Gebiet der heutigen Slowakei lebten circa 20% der Bevölkerung, also etwa 2 Mio. Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft (Tibenský 1971: 415). Der Bevölkerungszahl nach ähnelte das ungarische Königreich England, in der Bevölkerungsdichte lag es aber deutlich dahinter. Auch in seinem ruralen Charakter unterschied es sich wesentlich von der damaligen Weltmacht. In 48 königlichen Städten lebten 366.000 Einwohner (also um die Hälfte weniger als in dem damaligen London). Das Verhältnis der Stadt-Land Bevölkerung, wenn nur königliche Städte einbezogen wurden, lag bei 1:20 (Schwartner 1798: 113).[5]

In der Volkswirtschaft dominierte weiterhin die „Gewinnung der rohen Natur-Producte". Tragend im ganzen Land war die Landwirtschaft, v.a. die extensive Viehzucht, in der Unterzips und in Hauerland war Bergbau wichtig, das Handwerk mit seiner veralteten Zunftstruktur verlor allmählich an Bedeutung. Manufakturen entstanden nur in kleiner Zahl und konnten sich gegen Erzeugnisse aus der österreichischen Staatshälfte wegen einer ungünstigen Zollpolitik nur schwer durchsetzen.

Fokussiert man nun den Literaturbetrieb, war die Situation in Ungarn auch im Vergleich mit anderen Kunstsparten jämmerlich. Der in Deutschland studierte Statistiker Martin Schwartner liefert uns vom Ende des 18. Jhs. folgendes Zeugnis:

> „Die Gallerie der Ungarischen Schriftsteller ist klein, und die Summe ihrer literarischen Producte, ist verhältnißmäßig, beynahe noch geringer als Masse der übrigen Kunstproducte Ungers ist. Acht bis neun tausend lebende Schriftsteller machen das jetzt blühende gelehrte Deutschland aus; in Ungern reicht das schriftstellerische jetzt lebende Publikum kaum an die fünfzig Köpfe, die Übersetzer und Bogenschreiber auch schon mitgerechnet." (Schwartner 1798: 565).

Schwartner sucht nach Ursachen für den Mangel eigener literarischer Produktion in Ungarn – eindeutige kann er aber nicht finden. Für die „Schriftstellerlethargie" machte er schließlich geistige Bequemlichkeit, Mangel an Verlegern und Zensur schuldig. (Schwartner 1798: 567–568). Tatsächlich gab es 1798 in ganzem Ungarn nur 36 Druckereien, (Šimeček 2002) davon 14 auf dem Gebiet der heutigen Slowakei. Wichtige Zentren des Buchdrucks waren Preßburg und Kauschau mit drei bzw. zwei Druckereien (Angaben für den Zeitraum bis 1780; Kollárová 2006: 59). Im Land gab es nur zwölf Buchhandlungen, davon vier in Preßburg. Wie Schwartner spöttisch bemerkt, ein jährliches Verzeichnis neuer und eigentlicher in Ungarn entstandener Bücher würde nicht ein Oktavblatt ausmachen (Schwartner 1798: 566–567). Die Nachfrage nach Büchern war mäßig. Sie gehörten zu den Luxusgütern, die sich nur wenige leisten konnten. Größere Bibliotheken besaßen nur einige Gelehrte, Adelige, Pfarrhäuser und eigene Bibliotheken bauten sich allmählich auch höhere Schulen – wie Lyzeen – auf. Eine leichter zugängliche Quelle der Informationen stellten die Zeitungen dar. Das Abonnement von Zeitungen und Zeitschriften bei der Post war im Vergleich zum Kauf der Bücher leichter zugänglich. Das Netz der Postämter war am Anfang des 19. Jhs. in Ungarn 20x dichter als das Buchhandelsnetz (Šimeček 2002: 87–88).

2 Preßburg – deutschsprachiges kulturelles Zentrum in Oberungarn

Preßburg (Bratislava) war bis 1784 praktisch die Hauptstadt von Ungarn, Sitz der wichtigsten Behörden und die Krönungsstadt. Im 18. Jh. erlebte sie die Zeiten des Aufschwungs. Die Einwohnerzahl verdreifachte sich, die Aristokratie baute dort ihre Palais, die Architektur der Stadt bereicherten neue Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäuden wurden erbaut. Preßburg war ein

[5] Das Verhältnis fällt wenig günstiger aus, wenn man auch sonstige Städte einrechnet, die zu dieser Zeit übrigens in ihrer Größe manche königliche Städte übertrafen.

multinationaler Organismus. Die Bevölkerung bestand hauptsächlich aus Deutschen, Ungarn und Slowaken, wobei das deutsche Element in der Wirtschaft und Stadtverwaltung dominierte (Spiesz 1987: 137ff). In der zeitgenössischen Literatur werden Preßburger als patriotisch gesinnte, gastfreundliche Menschen mit Neigung zu sinnlichen Genüssen beschrieben, die dem Lebensstil in Wien eifrig nachmachen (Tancer 2009: 358).

Formelle Bildung gewährleisteten in der Stadt außer Elementarschulen auch zwei bedeutende Gymnasien für Jungen und einige höhere Mädchenschulen. 1763–1769 führte Johann Mathias Korabisky eine private Mädchenschule, seit 1786 existierte in Preßburg noch ein weiteres privates Institut. Töchtern aus verarmten Adelhäusern bot das private Institut von Kristine Le Brun seine Dienste an. Außerdem gab es noch eine katholische Mädchenschule mit zwei Klassen am Dom, eine Ursulinerschule, die dann in eine Normalschule umgewandelt wurde. Den besten Ruf hatte aber die Schule der Augustiner-Chorfrauen, die auch als Modellschule für die Bildungsreform von Maria Theresia diente (Spiesz 1987: 146 ff).

Das kulturelle Leben der Stadt war laut Zeitzeugen rege. Auffallend an den Bewohnern Preßburgs war ihre Offenheit, Interesse am Wissen, Theater und an der Lektüre, sodass Preßburg dem in Wien wirkenden protestantischen Reisenden Jakob Glatz wie ein „Lichtort" in dem sonst düsteren, geistig lahmen Ungarn schien:

> „Übrigens weht in Presburg schon ein mehr liberaler Geist, der einem ungemein wohl thut, da er die Freyheit des Menschen nicht so ganz beschränkt, und den höheren Kräften desselben mehr Spielraum verstattet. Nicht, als wenn hier die Aufklärung ihre Tempel aufgeschlagen hätte […] Aber man hat doch in dieser Stadt […] mehr als an irgend einem anderen Orte in Ungarn Gelegenheit, mit der gelehrten Welt in Verbindung zu kommen, mit manchem helldenkenden Manne vergnügte Stunden, lehrreich für den Verstand und ermunternd für das Herz. Zu verleben, und viele Geistesproducte des glücklicheren Auslandes, nach denen man sich in anderen Städten vergeblich umsieht, zu genießen." (Glatz 1799: 313)

Das reiche kulturelle Leben der Stadt prägten vor allem Musik und Theater. Adelige Familien Batthyany, Grassalkovisch, Erdödy, Csáky hatten eigene private Orchester und unterstützten auch die Opernvorführungen. Sprechtheater wurde in Preßburg seit Anfang des 18. Jhs regelmäßig zuerst im Gasthof „Im Weiten Hofe", dann im Gebäude des Landtags und in einem hölzernen Theaterbau gespielt. 1776 errichtete die Stadt ein festes Theatergebäude aus Stein – das alte Preßburger Theater, das den deutschsprachigen Vorstellungen einen nicht geringen Zeitfonds zur Verfügung stellte. In seinem Repertoire konzentrierte sich das Theater auf anspruchsvolle Stücke von Lessing (*Minna von Barnhelm* 1770, *Emilia Galotti* 1772, *Nathan der Weise* 1775), Schiller (*Kabale und Liebe, Räuber*) und Shakespeare. Deutsche Werke wurden hier kurz nach ihrer Prämiere in Deutschland aufgeführt, was auf eine fortschrittliche Dramaturgie des Preßburger Ensembles hinweist. Neben dem Stadttheater gab es auch mehrere Privatbühnen und Liebhabertheater, die deutschsprachige Dramatik auch in den anderen Städten vorstellten (Glosíková 1995b: 11, Spiesz 1987: 164–166).

Preßburg war auch ein Zentrum der Buchkultur. Wie bereits angeführt wurde, existierten in der Stadt 3 Druckereien, 4 erste Buchhandlungen von Michael Benedikt und den Gebrüder Doll, Andreas Schwaiger und Anton Löwe, deren Betreiber aus Bayern oder Süddeutschland stammten (Bulková 2009: 95). Glatz´ Schrift belegt auch das Bestehen von Leseanstalten, wobei der erste Versuch ein Lesekabinett zu eröffnen auf 1780 zurückgeht (Šimeček 2002). Wie sah also die Buchkultur in Preßburg in der zweiten Hälfte des 18. Und anfangs des 19. Jhs. aus? Wie die Analyse des Verlagsprogramms der Preßburger Druckerei Trattner zeigte, bildeten den überwiegenden Teil der Produktion die immer wieder nachgedruckten Katechismen, Gebets- und Gesangbücher und Kalender. Diese wurden von breiten Bevölkerungsschichten rezipiert und stellten für Drucker eine sichere Einnahmequelle dar. Zeitgenössische schöngeistige Literatur wurde bei Trattner nicht verlegt, die Nachfrage wurde durch Importe saturiert.

Schließlich war der Kreis ihrer Leser ziemlich klein und beschränkte sich auf gewisse bürgerliche Schichten, Aristokratie, geistliche und weltliche Intellektuelle (Kollárová 2006: 124).

Buchhändler dieser Zeit verkauften alle Druckerzeugnisse, neben Büchern auch Periodika, Grafiken und Musikalien. Im Katalog eines der vier Buchhändler in Preßburg, Anton Löwen, sind Ende des 18. Jhs. u.a. diese thematischen Bereiche zu finden: Auctores classici, Briefe, Comodien, Chymische Buecher, Romane, Freymaurer Bücher, Gedichte, Geschichte, Leben, Lexica, Reisen und Reisebeschreibungen, Musicalia, Portraits und Kupferstiche. Löwe erwarb den Themen und Genres nach eine sehr bunte Literatur. Sie war größtenteils deutschsprachig, im Angebot standen aber auch französische, englische und italienische Bücher. Die Ware kaufte er in ganz Europa und besuchte sogar 1782 die Leipziger Buchmesse[6]. Außerdem pflegte er Kontakte auch in Berlin mit dem dortigen Buchhändler Friedrich Nicolai zu halten (Bulková 2009: 99–100). Über die damaligen Bücherpreise weiß man kaum etwas. Die Sekundärliteratur schweigt zumindest darüber. Bücherkauf stellte aber nicht die einzige Möglichkeit dar, die Welt der Literatur zu betreten.

Insbesondere Bürgerliche stillten ihren Lesehunger durch Leihbibliotheken. In Preßburg gab es mehrere Lesegesellschaften bzw. Leseanstalten, in deren Beständen meist deutsche Bücher zu finden waren, was der demografischen Situation in der Stadt entspricht.[7] Leseanstalten verbanden Bürger über religiöse Grenzen hinweg, sie waren von Protestanten, ebenso von Katholiken und Juden besucht. Von den Gattungen waren Romane am stärksten vertreten. Ihre ästhetische Qualität ist aber Glatz nach fragwürdig.

> „Gegen die Wahl der hierher gehörigen Schriften könnte man allerdings vieles einwenden. Sie könnte viel glücklicher getroffen seyn. Aber daß man dadurch mehrere Leser anziehen würde, glaube ich nicht; vielmehr befürchte ich das Gegentheil. Ein großer vielleicht auch der größte Theil derselben, hat keinen richtigen Geschmack, ist blind gegen die hervorstechenden Vorzüge vieler ächten Geistesproducte, und ertheilt oft den fadesten, geschmacklosesten Schmetereyen, großen Beyfall. Schriften, welche den Leser des Nachdenkens überheben, ihn in angenehme mit keiner Thätigkeit verbundene Schwärmereyen versetzen; der feineren Sinnlichkeit schmeicheln, und die Wollust mit anziehenden Farben mahlen, machen hier bey vielen das größte Glück.“ (Glatz 1799: 327–328)

Jakob Glatz liefert seinen *Freymüthigen Bemerkungen* eine detaillierte Beschreibung von Beständen Preßburger Leseanstalten. Beliebt waren v.a. die Millerschen Romane *Siegwarts* und *Karl von Burgheim*, *Heerfort und Klärchen* von Benedikte Naubert und zwar bei einem sehr breiten Publikum – Junge und Alte, Jünglinge und Mädchen, Frauen und Männer. Ein weiterer populärer Schriftsteller war Cramer mit seinen abenteuerlichen Werken *Der deutsche Alcibiades* und *Erasmus Schleicher*. Das Preßburger Lesepublikum schätzte ferner Salzmann v.a. seinen Roman *Karl von Karlsberg*. Von den deutschen philanthropischen Schul- und Erziehungsschriftstellern hätten, so Glatz, Campe, der schon erwähnte Salzmann, Weisse, Basedow, Resewitz, Gedike, Villaume, Zerrenner überhaupt in Ungarn viele Leser und Verehrer. Glatz recherchierte aber auch nach weiteren Werken, die er für künstlerisch wertvoll oder in den Bildungskanon seiner Zeit gehörend hielt und liefert eine Liste von Werken, denen er in Preßburger Bibliotheken nicht fündig geworden ist.

„Vergebens sah ich mich in den hiesigen Leseinstitut nach Jacobt´s Woldemar; Thümmels *Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich; Wilhelm Meisters Lehrjahren*; Hippelss

---

[6] Die Anwesenheit an der Leipziger Buchmesse von weiteren Preßburger Buchhändlern – Michael Benedikt (1782, 1785), Gebrüder Doll (1785), Philip Ulrich Mahler, Gesellschafter S. P. Weber & Mathias Korabinský – ist auch belegt (Bulková 2009: 99)

[7] Die Lesegesellschaften hatten eine bewegte Geschichte, denn nach kurzer Existenz wurden sie 1798 in Ungarn verboten und ein Jahr später traf dieses Schicksal auch die Leihbibliotheken. Diese Maßnahme wurde im Zusammenhang mit der aufgedeckten und brutal niedergeschlagenen Bewegung sog. ungarischer Jakobiner, durchgesetzt die sich gerade in Lesegesellschaften trafen.

Lebensläufen in aufsteigender Linie, Lafontains *Moralischen Erzählungen*; nach Jean Paul Richters und anderen ähnlichen Producten um.“ (Glatz 1799: 330) Rousseaus *Neue Heloise* befand sich zwar im Inventar, wurde aber sehr selten gelesen ebenso wie Kants *Kritik der reinen Vernunft*.

Hingegen stellen die öffentlichen Leseanstalten ihrem Publikum eine breite Palette der deutschsprachigen Zeitschriften zur Verfügung: Archenholzens *Minerva*, der *Neue deutsche Merku*r, Meißners *Apollo*, Berliner *Olla Potrida*, Schillers *Thalia*, *die Berlinische Monatsschrift, die Allgemeine Litteratur-Zeitung, die Allgemeine Deutsche Bibliothek, die Oberdeutsche Litteratur-Zeitung* sowie *Göttingsche Gelehrte Anzeigen*. (Glatz 1799: 331)

In diesem Zusammenhang muss die *Preßburger Zeitung* erwähnt werden. Dieses erste auf Deutsch erschienene Blatt in Ungarn wurde seit 1764 verlegt. Zur Zeiten des Joseph II. erreichte die Auflage 400 Stück, das Interesse an den Ereignissen der Französischen Revolution ließ sie auf 1.000 Exemplare steigen und 1800 erreichte es 2.500 Stück. Das Blatt hatte in Zeiten seiner größten Blüte einen gesamt-ungarischen Charakter, war also eine Landeszeitung. Mit ihrer eher konservativen Orientierung bildete die Zeitung ein Gegengewicht zu den radikalen Pester Blätter. Andererseits unterstand die Preßburger Zeitung nur einer maßvollen Zensur, sodass sie den Ruf erlangte, man könne dort Berichte lesen, die in anderen Ländern der Monarchie nicht erscheinen dürften (Šimeček 2002: 88–89).

Die Zeitungen waren im Allgemeinen ein wichtiger Vermittler der Literatur. Eine literarische Beilage hatte auch die Preßburger Zeitung. Der Spiritus Movens war dabei Karl Gottlieb Windisch, die ihre wöchentlich erscheinende Beilagen *Der Freund der Tugend* (1767–69), *Der vernünftige Zeitvertreiber* (1770) sowie *Pressburgisches Wochenblatt zur Ausarbeitung der Künste und Wissenschaften* (1771–73) redigierte. Sie informierten über das Geschehen auf dem Feld der Kunst, Literatur, Philosophie und Geschichte. Neben den Gedichten und künstlerischen Prosatexten brachten sie auch Abhandlungen philosophischer Art (Glosíková 1995b: 12, Spiesz 1987: 159–160).

Für die Entwicklung der einheimischen literarischen Produktion waren Almanache von Bedeutung. Den ersten Musenalmanach auf dem Gebiet der Slowakei – den *Preßburger Musenalmanach auf das Jahr 1785* gab Michael Tekusch in der örtlichen Weber- und Korabinischer Buchhandlung heraus. Darauf folgte der *Musenalmanach einiger Freunde ungarischer Musen auf das Jahr 1800* von Johann Karl Lübeck und *Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1801* von Johann Christoph Rösler.

3 Weibliche Schriftkultur

3.1 Frauen in den letzten Jahrzenten des 18. und im ersten Drittel des 19. Jh.: ihre Chancen, Rollen und Lebenswelten

Inwieweit war die bisher skizzierte Geschichte auch eine Geschichte der Frauen? Wie war ihre Stellung in der Gesellschaft? Wo konnten sie Voraussetzungen für literarische Rezeption und Produktion erwerben? Welche Rolle spielte dabei Bildung und wie war ihre Qualität? Wie war gesellschaftliches Klima zu weiblichen Literatinnen eingestellt? Wie sahen die Anfänge deutschsprachigen Schrifttums von Frauen auf unserem Gebiet aus? Auf diese Fragen werden Antworten im Folgenden gesucht.

Die Zeit war durch eine rigide Geschlechterordnung gekennzeichnet. Für die Frauen war traditionell die Rolle der Mutter und Haushalterin vorgesehen, während Männer ihre Lebensziele auch in öffentlicher Sphäre realisieren konnten. Daran hatten auch die Ansichten der Frühaufklärer wenig geändert, neu war nur die Untermauerung der alten Geschlechterordnung durch Hinweise auf „natürliche“ Dispositionen der Frauen und Aufwertung der Erziehung. Johann

Gottfried Herder (1749 – 1803) entwickelte in der Zeitschrift *Adrastea* folgende Argumentation, warum Frauen im Haushalt verbleiben sollen und dort ihre Bestimmung finden:

> Da die Frauen fortwährend im „Paradies" der „häuslichen Gesellschaft" lebten und damit Herrin über den Raum des Reinmenschlichen wären, bräuchten sie nicht anders als die sich in der Berufswelt tummelnde Berufsmänner die Kompensationssphäre der bürgerlichen Öffentlichkeit. Bürgerfrauen hätten ihre „Bestimmung" als „Erzieherin der Menschheit" demnach schon gefunden. Bürgermänner hingegen müssten sich für ihren Selbstfindungsprozess eigene Formen und Institutionen außerhalb der Familie suchen." (Bude 2009: 26)

Die Frauen des 18. Anfang 19. Jhs. scheinen so ins „Reservat Heim und Familie" verdammt zu werden. In ihrem eingeschränkten Raum hatten sie aber, eine Fülle von Funktionen auszuüben. Fokussiert man Bürgerinnen und Adelige so sollten sie als gebildete, einfühlsame Ehefrauen, kompetente Hausführerinnen, liebende Mütter, elegante Gesellschaftsdamen, rührige Krisenmanagerinnen, eifrige Familiensinnhütterinnen und besonnene Arbeitgeberinnen (v.a. für Dienstmädchen) auftreten (Bude 2000: 256ff.).

Auf diese Aufgaben mussten sie vorbereitet werden. Töchter von Adeligen oder von wohlhabenden Bürgern bekamen Grundlagen der Bildung direkt in ihren Familien von Hauslehrern. In solchen Fällen wohnten die Mädchen oft dem Unterricht bei, der ihren Brüdern erteilt wurde. Ihre ärmeren Gleichaltrigen besuchten Elementarschulen (Trivialschulen). Nach dem Erwerb der Grundkenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen war ihre weitere Bildung unsicher. Die Zahl der geeigneten Institutionen und ihre Zugänglichkeit ließen zu wünschen übrig. Überdies waren nicht alle Eltern der höheren Bildung ihrer Töchter wohlgesinnt. 1791 erörterte der ungarische Landtag einen Entwurf zur Verbesserung der Mädchenbildung und auch das neue Ratio educationis von 1806 beschäftigte sich mit der Mädchenbildung. Wo es die Umstände erlauben, soll man Jungen und Mädchen getrennt unterrichten, hieß es im Dokument. Es sollten also besondere Klassen oder Institute für Mädchen entstehen, wobei Curricula der Mädchenschulen die soziale Stellung von Schülerinnen berücksichtigen sollten. Die Schulpflicht für Mädchen und Jungen war gleich und reichte vom 6. bis 12. Lebensjahr (Vajcik 1976: 192). Die Umsetzung dieser Bestimmungen war aber nicht zufriedenstellend. Der reisende Superintendent der evangelischen Kirche, Samuel Bredetzky, äußerte sich kritisch über die Vernachlässigung der Mädchenbildung in Ungarn. Er sprang aber nicht über den Schatten seiner Epoche und plädierte konform mit dem Zeitgeist für die Geschlechtertrennung in der Bildung, wobei die Mädchenbildung nach seinen Vorstellungen auf die traditionelle Rolle der Frau vorbereiten sollte.

> „Wenn es wahr ist, daß es unter der Mittelklasse die gebildeten Männer gibt, so ist es wohl besonders Pflicht, für die Erziehung dieser Gattung vom weiblichen Geschlecht vorzüglich zu sorgen. Das Weib soll erheiternde Gesellschafterin des unter Geschäften jeder Art seufzenden Mannes, sie soll Erzieherin ihrer Kinder seyn. Dazu braucht sie auch wissenschaftliche Bildung, wenn das eheliche Verhältniß nicht verrückt werden soll. Bürgerglück stützt sich auf das stille häusliche Glück; ohne dieses ist jenes eine eitle Chimäre. Wehe unserm Zeitalter, wenn es die Erziehung einer Mutter für minder wichtig hält, als die eines Gelehrten." (Bredetzky 1809: Band 1, 174)

Die Bildung war konfessionell unterschiedlich. Für Mädchen aus evangelischen Familien gab es an einigen Orten höhere Klassen an Schulen dieser Konfession. Bredetzky erwähnt in diesem Zusammenhang Igló, Leutschau, wobei die dortige höhere Mädchenschule für ihn „den ersten Rang in Ungarn" hatte (Bredetzky 1809: Band 1, 174), sowie eine eingegangene Mädchenanstalt von Senowitz in Eperies, die wegen finanzieller Knappheit untergegangen ist. 130 Fl. als Schulgeld hielten nämlich viele Familien für eine zu hohe Summe für die Erziehung eines Mädchens (Bredetzky 1809: Band 1, 174), obwohl man für die höhere Bildung der Jungen bereit war, fast das Doppelte zu zahlen: das Schulgeld an der Leutschauer Liedemans Anstalt für männliche adelige Jugendliche betrug z.B. 220 Fl. (Glatz 1799: 286ff.). Außerdem berichtet

Bredetzky von einer Spinn- und Weberschule für Mädchen, die dann in ihren Heimatorten andere unterrichtet haben (Bredetzky 1809: Band 1, 308).[8] Über Curricula in Literatur- und Fremdsprachenunterricht, die für diese Studie vom Belang sind, schweigt aber sowohl Glatz als auch Bredetzky.

Eine bessere Quellenlage gibt es zu der katholischen Mädchenbildung, in der sich v.a. Orden der Ursulinerinnen und Augustiner-Chorfrauen engagieren. Ein ziemlich klares Bild über das Funktionieren der Anstalt bietet die Studie von Ingrid Štibraná (2011). Die Schule von Augustiner-Chorfrauen in Preßburg erlebte ihre Blütezeit 1754–1775 als sie unter der Schirmherrschaft der Kaiserin stand. Ihre Zielgruppe war in erster Linie Töchter aus aristokratischen Familien sowie Töchter höherer Beamter.[9] Aufgenommen wurden Mädchen meistens im Alter von 5–15 Jahren. Das Schulgeld betrug 155 Fl.

Zu den Grundfächern zählten Religion, Französisch, Deutsch, Erdkunde, Mathematik, Geschichte und Handarbeiten. Außerdem konnten die Mädchen am späten Nachmittag auch weitere Sprach- und Kunstkurse besuchen, wobei der letztere von erstklassigen städtischen Malern, Musikern bzw. Tanzmeistern geleitet wurden. Die Tagesordnung in der Klosterschule war hart. Die Schülerinnen standen um fünf (jüngere um sechs) Uhr auf. Es folgte ein einstündiger Unterricht, danach die Messe und das Frühstück. Am Vormittag wurde der Lernstoff der Grundfächer durchgenommen. Nach dem Angelus um 12 Uhr und einem mehrgängigen Mittagessen stand ihnen eine halbe Stunde zur Erholung zur Verfügung. Den Nachmittag füllten die sog. stillen Tätigkeiten (Selbststudium, Erledigen von Hausaufgaben und Handarbeiten), überdies konnten die jungen Damen ihre individuell ausgewählten Kurse bis 17 Uhr besuchen. Um 17.15 kam die Zeit für das Rosenkranzgebet und Litaneien. Danach folgten noch das Abendbrot und das Nachtgebet (Komplet).

Nach diesem Tagesprogramm – Sonntage ausgenommen – lebten die meisten Mädchen beinahe 10 Jahre abgeschottet von ihren Familien. Es gab keine Ferien, zu ihren Familien durften sie nur in dringendsten Fällen wie bei schwerer oder langer Krankheit. Um den Neid zwischen besser und schlechter gestellten Schülerinnen zu vermeiden, durften sie nicht über ihre Familienverhältnisse sprechen und hatten eine uniforme himmelblaue Kleidung zu tragen. Man kann sich vorstellen, dass diese „feine Erziehung" den Mädchen in Kindheit und vorpubertären Alter zu schaffen machte. Kein Wunder, dass sich die Zöglinge auf den Kontakt mit der Außenwelt besonders freuten. Dies ermöglichten Konzerte und Theatervorstellungen, die die Schülerinnen für den hohen Adel, kirchliche Würdeträger oder die Kaiserin selbst vorbreiteten (Štibraná 2011: 38–45).

Diese Art der Erziehung mit dem Schwerpunkt auf Fremdsprachen und Künste, sowie die gesellschaftlichen Zwänge, die der Frau öffentliches Wirken untersagten und gleichzeitig ihren Müßiggang entscheidend für den Status des Mannes machten, scheinen wohlhabenden Frauen Bedingungen zur extensiven Literaturrezeption event. zur Übersetzungstätigkeit oder selbstän-

---

[8] Es handelte sich wohl um Kurse zum Weben eines besseren, feineren Leinen, die auch das Zipser Komitat unterstützte. Die Kurse waren am Anfang (1787) freiwillig und wurden von Bürger- wie auch Adelstöchtern und Mädchen aus dem einfachen Volk besucht. Später sollte jede Gemeinde Vertreter schicken, die in zweimonatigen Kursen neue Webtechnik lernen sollten. In dieser Zeit wohnten sie in Leutschau im Komitatshaus, sie mussten sich das Material selber mitbringen, über fertiges Gewebe konnten sie aber frei verfügen. Nach der Rückkehr in ihre Heimatorte sollten die Teilnehmerinnen weitere Personen schulen. Für die neue Webtechnik brauchte man aber einen anderen Webstuhl, was eine Investition erforderte. Der Vertrieb der älteren Arten von Gewebe war aber durch balkanische Händler sicher. Überdies machte sich ein Gerücht breit, dass die Mädchen, die die neue Webtechnik gebrauchen, an türkische Grenzen abtransportiert werden. Die neuen Webtechniken setzten sich schließlich wegen dieser vielfältigen Gründe nicht durch (Suchý 1974: 330–335).

[9] Als Stipendiatinnen konnten aber auch Mädchen aus einfacheren Verhältnissen aufgenommen werden (Štibraná 2011: 37).

digen literarischen Wirken zu gewähren. Allerdings ist dies nur eine Seite der Medaille. Wahr ist auch, dass Bücher Luxusgüter waren, die sich nur wenige gönnen konnten. Eine Leihbibliothek als Ersatz, konnten wiederum nur diejenigen nutzen, die in städtischen Zentren lebten. Außerdem wurde Lesewut bei Frauen als sittliche sogar gesundheitliche Probleme verursachende Gefahr betrachtet, insbesondere dann, wenn diese nach Liebesromanen griffen.

> „[Das Lesen wirkt] namentlich bei dem weiblichen Geschlechte recht eigentlich auf die Geschlechtsteile, [verursacht] Stockungen und Verderbniß in Blute, reizende Schärfen und Abspannung im Nervensysteme, Siechheit und Weichlichkeit im ganzen Körper. Daß aber in einem siechen und weichlichen Körper die Reize der Geilheit viel empfindlicher, daß die Anwandlungen des Geschlechtstriebes in einer, an ihrer inneren Kraft und Selbstthätigkeit gekränkten Seele weit unwiderstehlicher sind, als wenn Leib und Seele einer ungestörten Gesundheit genießen, ist mehrmals gesagt und braucht hier nicht weiter bewiesen zu werden.“ (Tebben 1998: 23)

Von der Rezeption zu literarischer Produktion gab es einen steinernen Weg, den nur wenige zu gehen vermochten. Das Konstrukt der weiblichen Identität um 1800 war nämlich polar zu der männlichen entworfen worden. Während Männer für Vernunftwesen gehalten wurden, waren Frauen – im allgemeinen Verständnis – durch Emotionen geleitete Geschlechtswesen. Dies hatte zur Konsequenz, dass das weibliche Schreiben als „Werkzeug der Coquetterie“ aufgefasst wurde und ihm pauschal ein niedrigerer künstlerischer Wert zugeschrieben wurde (Tebben 1998: 20). „Hunderte Männer lauerten darauf, eine weibliche Feder lächerlich zu machen“, schreibt Carl Wilhelm Otto August von Schindel in seinem Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen seit 1800 (Schindel 1823: XXII). Die Missdeutungen drohten aber auch aus dem „schwesterlichen Verein“ (Schindel 1823: XXII). Ein Genie sei – davon war man überzeugt – nun einmal männlich. Überdies sahen zeitgenössische Autoritäten im schriftstellerischen Erfolg der Frau einen Anstoß für die Gefährdung der Ehe. Durch den schriftstellerischen Ruhm lauere auf sie eine von ihrem Gatten unabhängige Selbsttätigkeit, die „das eheliche Verhältnis nothwendig entkräftigt und zu lösen droht“ (Tebben 1998: 20). Schreibwillige Frauen steckten folglich zwischen Baum und Borke. Sie mussten sich entscheiden, ob sie den Erwartungen der Gesellschaft genugtun und dem vorherrschenden Frauenbild nachgehen, oder eigenen Wünschen folgen. Ein Ausweg könnte Anonymität oder Verwendung eines Pseudonyms bei der Veröffentlichung sein. Dann aber geriet die Autorin in ein weiteres Dilemma: veröffentlichte sie anonym oder unter Pseudonym schützte sie sich zwar vor Attacken auf ihre Geschlechtsidentität, leugneten aber andererseits ihre Individualität. Eine weitere Hürde stellte die Einschränkung der für Frauen geeigneten Genres dar. So empfiehlt Samuel Baur (1790) der Frauen als natürliche Trägerinnen der Empfindsamkeit, sich in solchen literarischen Bereichen zu betätigen, die Formlosigkeit und Subjektivität erlauben, in denen sie ihre Gefühle frei zum Ausdruck bringen können – Lyrik und (Brief)Roman (Tebben 1998: 22). Tatsächlich brachte der Briefroman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) seiner Verfasserin, Sophie la Roche, den sensationellen Durchbruch auf der Leipziger Buchmesse und damit den Anfang des beruflichen Schriftstellertums für Frauen im deutschsprachigen Raum (Tebben 1998: 19).

Welche Rolle Frauen im literarischen Leben Ungarns spielten, ist schwer einzuschätzen. Historische Quellen sind in dieser Hinsicht wenig ergiebig, Sekundärliteratur in Bezug auf Oberungarn kaum vorhanden. Die Zeitzeugen erwähnen Frauen als Leserinnen und Schauspielerinnen. So hebt Glatz die Belesenheit von Mädchen in Igló (Špišská Nová Ves) hervor und preist die Schauspielkunst von Frauen im Preßburger Sommertheater. Zugleich aber stellt er sie als Personen fragwürdigen Rufs dar (Glatz 1799: 323). Dem Reisebericht von evangelischen Superintendenten in Galizien, Samuel Bredetzky, nach spielten auch Mädchen in Zipser Städtchen Theater. Das Theater betrachtet aber der konservative puritanische Bredetzky für Mädchen dieses „isoliert lebenden Völkchens“, die die Inhalte der Dramen verinnerlichen, als moralisch gefährlich:

> „Laßt nur eure Töchter die Rollen gefallener Mädchen, listiger, verschlagener Gelegenheitsmacherinnen (an denen es in unseren beliebten Theaterstücken gar nicht fehlt) spielen, laßt sie die Redensarten heftiger Leidenschaften, dem Gedächtnisse einprägen, und sie werden euch bald zeigen, daß sie sich nicht vergeblich bemüht haben.“ (Bredetzky 1809: Band 1: 273)

Frauen als Konsumentinnen und Interpretinnen sind also belegt, Beweise für ihre schöpferische Tätigkeit auf dem literarischen Terrain sind demgegenüber viel seltener. Baronesse Rudnyansky als Dramatikerin, Gräfin Maria von Zay-Csömör geb. Calisch und Maria Therese von Artner als Dichterin und Dramatikerin sind einige der wenigen Namen von Schrifstellerinnen, die in der Fachliteratur und Quellen figurieren. Recherchen nach weiteren Informationen über Rudnyansky in biografischen Lexika blieben erfolgslos. Dagegen stößt man wiederholend auf Maria von Zay und v.a. auf Maria Therese von Artner. Viera Glosíková bezeichnet Artner als eine der größten Persönlichkeiten der Schreibkunst ihrer Zeit in unserer Region (Glosíková 1995b: 25).

3.2 Maria Therese von Artner (1772–1829)

Das Ziel der folgenden Seiten ist dem Leser die Vita dieser fast in Vergessenheit geratenen Literatin näher zu bringen. Als Quellen dienten zeitgenössische und gegenwärtige Lexika – Herloßsohn *Damen Conversations Lexikon* (1834), Glosíkovás *Handbuch des deutschsprachigen Schriftsteller aus dem Gebiet der heutigen Slowakei* (1995) v.a. aber Schindels *Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jhs*. (1823), ein repräsentatives Werk über die weibliche Schreibkunst jener Zeit sowie autobiographische Erinnerungen Caroline Pichler *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* (1844, Ausgabe von 1914).

Der Eintrag in Schindels Lexikon ist ziemlich umfangreich, umfasst 17 Seiten, enthält viele Details, die den schriftstellerischen Werdegang der Verfasserin und dessen Umstände beschreiben. Dem Vorwort von Schindel und sowie der Art der Informationen nach, scheint es, dass die Autorin selbst seine Informantin war (Schindel 1823: XVIII). So bietet der Text eine wertvolle Quelle, um allgemeine Kenntnisse über die Rahmenbedingungen weiblichen literarischen Schreibens an einem Fallbeispiel zu konkretisieren.

Caroline Pichler, als Freundin von Artner, erwähnt sie mehrmals in ihren Memoiren und schildert plastisch das Milieu sowie Personen – wenn auch in einem überladenen, emotionalen Stil, doch mit Liebe zum Detail. Die österreichische Historiografie hält ihre *Denkwürdigkeiten* für eine erstklassige Quelle zur Kulturgeschichte der biedermeierlichen Monarchie (Heidl 1996: 197ff).

Maria Therese von Artner wurde als erstes der fünf Kinder in der evangelischen Familie des Rittmeisters und späteren Generalmajors Leopold von Artner und Magdalena, geborene Hubert, 1772 in Schintau (Šintava) im Neutrauer Komitat geboren. Seit dem 9. Lebensjahr lebte sie in Ödenburg (Sopron). Hauslehrer erteilten ihr drei Jahre lang Unterricht in Religion, Schreiben, Briefstil, Zeichnen und Geografie. Außerdem genoss sie kurz Musikunterricht, Zeichenunterricht und eignete sich Grundkenntnisse des Französischen an. Ein Schulbesuch wird in ihrer Biografie nicht genannt (Schindel 1823: 15–16).Wie man sieht, bekam Artner eine sehr eingeschränkte Bildung, in der naturwissenschaftliche Fächer fehlten, und in den wenigen Fächern lediglich elementare Kenntnisse vermittelt werden konnten. Umso wichtiger war für Therese Artner Selbstlernen und informelle Bildung. Autodidaktisch eignete sie sich das Italienische so gut an, dass sie später italienische Literatur im Original rezipieren konnte. Ihre Bildung vervollständigte sie ferner durch die Freundschaft mit der Arzttochter Doris von Conrad, die „abwechseln ihre Gespielin und Erzieherin wurde“, denn ihr wurde – im Unterschied zu Artner – eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung gewährt (Schindel 1823: 16). Im Kreise von Doris von Conrad lernte sie auch Marianne von Tiell (Minna) kennen, mit der sie ihren Erstling gemein-

sam publizierte. Die mit Marianne von Tiell verbrachten Stunden und kleine Freuden des Alltags boten Stoff auch für die ersten literarischen Versuche:

> „Diese innige Annährung entflammte den in beiden glimmenden Funken der Dichtkunst; beide ermunterten sich in ihren Versuchen, die jeden Spaziergang, jedes kleine Abenteuer zum Gegenstand hatten.“ (Schindel 1823: 16)

Artners tieferes Interesse für Literatur weckten ein tragisches Ereignis in der Familie – den Tod ihrer Schwester. Sie hegte besondere Vorliebe für Klopstock, Milton, Voltaire, Homer und die Göttinger Schule. Besonders begeistert war sie von der Lektüre der Epen. Unter diesem Einfluss, nahm sie sich mit 16 vor, einen Epos über Conradin von Schwaben, den letzten legitimen männlichen Erben aus der Dynastie der Staufer, zu schreiben. Nach vier Jahren „unbeschreiblicher Mühe“ erkannte sie, dass ihre Anlagen und schriftstellerisches Können noch nicht reichten, um dieses exzentrische Vorhaben umzusetzen. In dieser Zeit stieß die jungen Dichterin wohl zum ersten Mal auf die mit dem literarischen Schaffen verbundenen Schwierigkeiten: lückenhaftes Wissen über das Thema, mangelnde Erfahrungen mit der vorgenommenen Form – dem klassischem Versmaß, in dem der Epos entstehen sollte. Die Heranwachsende wurde aber auch mit der Einsamkeit und fehlendem Verständnis in ihrer eigenen Familie konfrontiert. Diese Schwierigkeit wird in ihrem Lebenslauf mit folgenden Worten festgehalten:

> „Diese Beschäftigungsweise Theresens [Dichten] lag nun freilich nicht im Sinn ihrer guten ganz für ihr Haus und ihre Familie lebenden Mutter, – nicht als sie den Werth höherer Geistesbildung verkannt, oder die Anlagen ihrer Tochter nicht mit Vergnügen bemerkt hätte; aber die häusliche Sphäre, als die Hauptbestimmung des Weibes, im Auge haltend, hielt sie Theresen früh zum Fleiß in weiblichen Beschäftigungen an; sie erlaubte ihr zwar zu lesen und zu schreiben, aber nur in Stunden der Muße, und Therese mochte noch so gedankenvoll bei einer wissenschaftlichen Beschäftigung sitzen, wurde sie bei dem geringsten ihr erwartenden Geschäft abgerufen. […] Als sie ihr großes Heldengedicht begann, wollte sie die Nacht zu Hülfe nehmen, aber auch diesem Vorsatze widersetzte sich die Mutter, ihr Licht verweigernd; gab aber dich den dringenden schmeichelnden Bitten Theresens, sie schienen zu bescheiden, wenigstens die übrigen Lichtendchen nehmen zu dürfen, nach; aber diese war nun so eifrig in Sammeln und Sparen, daß die Absicht der Mutter, ihre Tochter von zu angestrengter Arbeit zurückzuhalten, vereitelt wurde.“ (Schindel 1823: 19–20)

Das Verhalten von Mutter, Magdalena von Artner, scheint die verbreitete Einstellung gegenüber dem weiblichen Schreiben zu repräsentieren. Im Schreiben sah sie eine für Frauen ungeeignete Tätigkeit, einen nutzlosen Zeitvertrieb.

Die Winter von 1789 bis 1791 verbrachte Therese von Artner bei ihrem in der kaiserlichen Armee angestellten Vater. Sie lernte dadurch andere Gegenden der Monarchie und auch das Soldatenleben kennen. Diese Lebenserfahrung verarbeitete sie in ihrer Vaterlandslyrik und im späteren Kriegsheldenmut besungenen Epos *Die Schlacht von Aspern*. Ende der 90er Jahre erlitt sie mehrere Schicksalsschläge. Zuerst verlor sie ihre Mutter und musste sich als Älteste der Geschwister um die Familie und ihren siechenden Vater kümmern. Nach einigen Jahren der Pflege verwaiste sie vollständig. Schreiben hatte für sie in diesem Lebensabschnitt wahrscheinlich auch eine therapeutische Funktion. 1800 debütierte Artner gemeinsam mit ihrer Kindheitsfreundin Mariane von Tiell mit dem Gedichtband *Feldblumen, auf Ungarns Fluren gesammelt von Minna und Theone.* Das Werk erschien in Jena. Das Manuskript gelangte durch einen reisenden Studierenden nach Deutschland, dessen Identität in Quellen durch einen Schleier des Geheimnisses verhüllt bleibt. Die Natur- und Vaterlandslyrik enthaltende Gedichtsammlung wurde von der Kritik positiv aufgenommen. Das Pseudonym Theone behielt Artner bis zu ihrem Lebensende. Sie blieb unverheiratet und lebte abwechselnd bei ihren verheirateten Schwestern und Freundinnen – Doris Conrad, verwitwet Donner und Maria Freiin Zay.

Besonders prägend für ihren schriftstellerischen Werdegang war ihr Aufenthalt in Freiburg im Breisgau 1803, wo sie – beim Besuch ihrer Schwester – intensiv mit dem Professor der schönen Künste und Wissenschaften an der dortigen Universität und anakreontischen Dichter Johann Georg Jacobi (1740-1814)[10] verkehrte. Jacobi richtete für gebildete Damen in seiner Wohnung in der Herrenstraße ein literarisches Kränzchen ein, das sich jeden Mittwoch traf. Darüber berichtet Maria Therese von Artner ihrer Freundin Maria Zay in einem Brief von 1804 folgendes:

> „Ich soll sie also heut in unser Mittwochskränzchen einführen, theure Freundin, dessen ich schon einigemale gegen sie erwähnt habe. [...] eine flüchtige Idee von dieser kleinen, gewählten Gesellschaft zu geben, deren Stifter unser lieber Jacobi ist! Stellen Sie aber deswegen sich die Unterhaltung ja nicht gelehrt vor! Ein Gelehrter [...] wäre doch nur ein sehr einseitig gebildeter Mensch [...]; ein Dichter aber, wie Jacobi, würde sich niemals die Unartigkeit zu Schulden kommen lassen, so in einen weiblichen Cirkel zu treten. [...] Was wir also in unsern Kränzchen thun? Wir versammeln uns um den geselligen Theetopf, schlürfen seinen dampfenden Abguss, plaudern dies und jenes, sind auch nicht ein bischen altklug und ich darf so viel und so herzlich lachen, als es Lust und Laune zugiebt [...]. Welche Menge von Gegenständen für die Unterhaltung eines kleinen, gebildeten Kreises, über die denn leicht und natürlich geredet wird. Der beliebteste Stoff sind Züge aus dem Leben vorzüglicher Menschen von unserer Bekanntschaft, wovon J[acobi] das meiste zu liefern vermag [...] Am meisten öffnet sich sein Herz, wenn er von Gleim und den frohen Zeiten spricht, wo er um ihn lebte, wenn er diese oder jene Anekdote von dem Freunde seiner Jugend wiederholen kann. Eines Uz, Kleist, einer Karschin, und mehrerer schönen Geister aus jener Periode, wird eben so oft gedacht, und nie ohne Bedauern, daß ihre unsterblichen Werke von dem ersten undankbaren Folgegeschlecht so wenig gelesen, und einem modischen, gedankenleeren Singsang nachgesetzt werden, der unsre ernste nordische Sprache zwingen will, die Süßigkeiten südlicher nachzulallen.“ (Iris 1805, 270f. zit nach Aurnhammer / Klein 2002: 163–164)

An der intellektuellen Anregungskraft des „Cirkels“ für gebildete Damen lässt dieses kurze Zitat zweifeln. In Artners Lebenslauf wird aber Jacobi als „der erste Meister, von dem Therese ein mündliches Wort der Unterweisung vernahm, [… dessen] Unterricht auf ihre späteren dichterischen Arbeiten, besonders in Hinsicht des Versbaus, großen Einfluss hatte“ dankbar erwähnt (Schindel 1823: 23-24). Außerdem bedeutete für Artner vermutlich schon die reine Existenz eines Kränzchens gebildeter Damen und das Interesse Jacobis an weiblicher Leserschaft eine Ermutigung für das weitere literarische Schaffen. In Freiburg lernte sie auch weitere Dichterfreunde von Jacobi kennen, unternahm mit ihnen Spaziergänge durch den Schwarzwald, besprach mit ihnen literarische Texte und empfing wertvolle Anregungen. Kurz vor ihrer Abfahrt aus Freiburg vollendete sie den zweiten Gedichtband *Neuere Gedichte von Theone,* der 1806 in Tübingen veröffentlicht wurde.

Die Gedichte zeigen den Einfluss Jacobis und seines Dichterkreises: gezielter und abgerundeter als zuvor greift die Autorin auf antike Muster zurück; ihre Lyrik soll sich durch natürliche Anspruchslosigkeit auszeichnen und ist der Spätaufklärung verpflichtet. (Aurnhammer / Klein 2002: 96)

Das Engagement von Jacobi als Tutor und Förderer illustriert beispielhaft die Rolle von literarisch bewanderten Männern in schriftstellerischen Karrieren von Frauen, die sie auf den Weg in die Öffentlichkeit begleiteten. Artner lieferte mehrmals auch in späteren Jahren Gedichte für Jacobis Frauenzeitschrift *Iris* und war mit dem Verleger im regen Kontakt (Aurnhammer / Klein 2002: 96). In allen ihren durchgesehen Biografien erschienen Jacobi und Namen seiner Freunde Rotteck, Ittner und Pfeffel (Schindel 1823: 23–25, DamenConvLex 1834: 314–315)

[10] Jacobi, der erste Protestant unter den Professoren an der katholischen Universität in Freiburg war in seiner Zeit sehr insbesondere beim weiblichen Publikum populär. Bei den geistigen Größen wie Klopstock, Herder oder Goethe fand er aber keine Anerkennung, sie fanden seine Dichtung oberflächlich. Andererseits wurden seine Gedichte über Schwarzwald von Haydn, Schubert und Mendelssohn vertont.

mit einer gewissen Legitimationsfunktion. Kontakt mit diesen Männern sollte vielleicht künstlerische Qualitäten der Autorin bestätigen und ihr Ansehen erhöhen.

Nach ihrer Rückkehr aus Freiburg 1806 verweilte Artner über zehn Jahre überwiegend auf den Gütern von ihrer Mäzenin Maria Zay in Ugrócz (Uhrovec) und Bucsan (Bučany), deren „beständige Hausgenossin" sie wurde. In abgelegene Dörfer des Trentschiner und Neutraer Komitats übertrug Artner ihre Freiburger Erfahrungen und zusammen mit der Gräfin von Zay leitete sie dort eine Art literarischen Salon. In mit reichen Bibliotheken ausgestattenen Schlössern wurde Klavier gespielt, Poesie deklamiert und Theater gespielt. Aus den Briefen Maria Zays an ihren Sohn Karl ist bekannt, dass an diesen Veranstaltungen Fragmente aus Stücken von Schlegel, Goethe (*Torquato Tasso*) und Schiller (*Kabale und Liebe* und *Die Jungfrau von Orléans*) vorgetragen bzw. inszeniert wurden. Im Ugróczer Archiv findet man außerdem auch Schillers *Don Carlos* mit Beschreibung der Besetzung von einer häuslichen Inszenierung. An solchen beteiligte sich nicht nur die vornehme Gesellschaft der Hausherren, sondern auch Dienstboten. Das Zentrum dieses kulturellen Geschehens war Maria Therese von Artner, die maßgeblich die Auswahl der Texte bestimmte und die Veranstaltungen vom Hintergrund organisierte, schließlich war sie es, die die Gräfin zum literarischen Schaffen motivierte (Jónásová 2011).Um beide schriftstellerisch tätigen Frauen bildete sich eine Gruppe junger Literaten heraus. Zu ihnen gehörte auch Alois Mednyánszky, Gaugraf des Neutrauer Komitats und in der slowakischen Literatur bekannter Sagen-und Märchensammler[11]

Es wäre jedoch falsch zu vermuten, dass die Dichterin idyllisch, unberührt von politischen Ereignissen im adeligen Nest lebte. Die Napoleonischen Kriege verfolgte sie mit Interesse und bekümmert; einerseits weil ihre Schwester in dem von Franzosen besetzten Ödenburg wohnte und somit isoliert von der restlichen Familie auf dem Feindesgebiet blieb, andererseits weil Therese von Artner glühende Patriotin war. Die siegreiche Schlacht bei Aspern 1809 wurde für sie deshalb zum Anlass ihre für eine Frau damals sehr ungewöhnliche Vorliebe für Heroismus und Heimatliebe im gleichnamigen Epos zum Ausdruck zu bringen. Seine Entstehung beschrieb sie als eine Art der Eingebung (Schindel 1823: 27). Die Herausgabe des Werks wurde vom Staatsminister von Metternich „ohne genaue Angabe der Gründe" aber nicht gestattet. Es blieb nur in Hormayrs Historischen Archiv veröffentlichten Fragmenten erhalten. In seinem Stil – so der Damenconversationlexion – „paart sich aber die eine bei Frauen seltene Kraft mit großer Zartheit des Ausdrucks" (DamenConvLex 1834: 314–315).

1811 verlor Maria Therese von Artner infolge der Wirkungen des Finanzpatents die Hälfte ihres ererbten Vermögens. Ob dieser Schicksalsschlag einen Einfluss auf ihre literarische Produktion hatte, sprich, ob sie seitdem von ihrem Schreiben ökonomisch abhängig war, lässt sich aus ihrer Publikationsliste nicht schließen. Die Zeiten zwischen den Veröffentlichungen wurden nicht dramatisch kürzer, Artner hatte aber ihre Palette der Formen erweitert. Neben der Dichtkunst widmete sie sich in ihrer späteren Schaffensperiode auch dem Drama. Das erste Stück publizierte sie 1817, weitere folgten 1824. Außerdem veröffentlichte sie auch jedes Jahr mindestens in einer der Zeitschriften *Minerva* und *Aglaja*, im *Literarischen Merkur,* in der *Allgemeinen Halleschen Literaturzeitung* und anderswo. Sie blieb aber auch weiterhin Gesellschafterin von Maria Zay.

In der adeligen Gesellschaft Szechenyis[12] lernte Artner auch „die erste Schriftstellerin ihres Vaterlandes" Caroline Pichler kennen (Schindel 1823: 29). Pichler beschreibt ihre Begegnung in ihren Denkwürdigkeiten aus meinem Leben folgenderweise:

---

[11] Interessanterweise wird dieser Zirkel nur in der späteren Sekundärliteratur (Glosíková 1995: 23, Jónásová 2011) erwähnt, nicht aber in der aus der Feder der Autorin vermutenden Biografie bei Schindel.

[12] Angehörige dieses Geschlechts hatten vor allem im 19. Jahrhundert maßgeblichen Anteil an der kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Entwicklung in Ungarn. Ferenc Széchenyi schenkte 1802 seine privaten Sammlungen dem Staat und wurde somit zum Gründer der Nationalbibliothek und des

„So waren einige Tage vergnügt hingegangen, als eines Morgens Besuch aus dem nahen Ödenburg kam. Es war die Familie des Barons (jetzt Grafen) von Zay [...]. Der Baron war ein heiterer, anspruchsloser Mann zwischen 40 und 50 Jahren; seine Frau eine schlanke, nur etwas zu hagere Gestalt, an der man trotz ihrer Kränklichkeit Spuren ehemaliger Schönheit sah. Sie begleiteten ihr einziger Sohn, damals ein Knabe von 14–15 Jahren, sein Mentor, Fräulein Therese von Artner, mir schon früher zwar nicht persönlich, aber unter ihrem dichterischen Namen Theone aufs vorteilhafteste bekannt, und ihre jüngere Schwester Wilhelmine von Artner. Alle diese Personen zeichneten sich durch eine echte Geistesbildung, [...]. Mir ward sogleich wohl unter diesen Menschen. Lebhafte und bedeutende Gespräche knüpften sich zwischen den Fremden und mir an, wir fühlten uns einander nahe, obwohl wir uns an diesem Tage zum erstenmal sahen, und ein herzliches Freundschaftsband, das den ganzen Kreis umschloß und wovon einige noch innigere Empfindungen hegten, vereinte uns durch ein nun verflossenes Vierteljahrhundert [...].“ (Pichler: 1914, Bd. 2: 164)

Ein näheres Kennenlernen von Theone ermöglichte Pichler einen Spaziergang an demselben Tag. Der das erste längere Zusammensein beschreibende Textabschnitt schildert nicht innere Qualitäten Artners, sondern befasst sich mit dem äußeren Erscheinungsbild der Schriftstellerin, das uns nicht erhalten geblieben ist.

„Die übrigen zerstreuten sich hier und dort in den Schattengängen, ich fand mich bald mit Theresen (Theonen) allein, zu welcher mich von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an ein innerer Hang gezogen und mich hier eine gleichgestimmte Seele hatte ahnen lassen. Therese war nicht mehr jung [Sie war damals 42. – Anm. MK] – nur um wenige Jahre jünger als ich – sie war nicht schön, eine kaum mittelgroße, etwas gedrungene Gestalt, mit feinen, aber höchst einfachen Manieren, bei der die talentvolle Dichterin ganz hinter der anspruchslosen häuslichen Frau verborgen, und nur dann sichtbar ward, wenn im vertrauten Gespräche die angeregte Seele jene einfache Hülle durchbrach und sich in ihrer wirklich hohen und klaren Schönheit zeigte. So zeigte sie sich auch mir an jenem unvergeßlichen Tage im Juliental, da erkannten sich unsere Geister, da hatten beide, die irdische Hülle durchstrahlend, einander schwesterlich und liebend umfaßt, und den Bund treuer Anhänglichkeit und Freundschaft geschlossen.“ (Pichler: 1914, Bd. 2 : 164)

Als Artner mit Zay zur Zeit des Wiener Kongresses in der Hauptstadt verweilten, intensivierte sich der Kontakt zwischen den Schriftstellerinnen. Pichler war bekannt und berühmt wegen ihres gebildeten Salons in Wien, die beide Ungarinnen regelmäßig besuchten. Geteiltes Interesse am künstlerischen Schrifttum, historischen Themen, patriotisches Empfinden sowie eine Altersnähe konnten Artner und Pichler helfen, eine gemeinsame Sprache zu finden und „traulicher und inniger Bund der Freundschaft“ (Schindel 1823: 29) zu knüpfen. In Pichlers literarischem Salon schloss Maria Therese von Artner Freundschaft auch mit Franz Grillparzer. Beide Österreicher besuchten die Güter der Familie Zay. Caroline Pichler kehrte sogar mehrmals nach Bucsan (1815, 1816, 1823, 1827) und Ugrócz (1818, 1819, 1821, 1822) häufig auch in Begleitung ihrer Familie zu mehrtägigen bis zweiwöchigen Aufenthalten zurück. Das Haus der Familie beschreibt sie in ihren Memoiren als Tempel wahrer Tapferkeit, fehlerfreier Sitten, hoher Bildung und Herzensgüte (Jónásová 2011: 48). In dieser Umgebung entstand auch das erste Stück Artners *Die That. Ein Trauerspiel*. Es wurde als Vorspiel zur berühmten, später verspotteten Tragödie Adolf Müllers *Die Schuld* konzipiert. Diesen Versuch bewertet jedoch die Literaturhistorikerin Viera Glosíková als fragwürdig (Glosíková 1995b: 24). Außerdem beschäftigte sich Artner im zweiten Dezennium des 19. Jhs. mit Poesie, der Verfassung neuer sowie Reedition und Verbesserung ihrer früheren Gedichte, die 1818 unter dem Titel *Gedichte* erschienen.
In den zwanziger Jahren zog Maria Therese von Artner zu ihrer kränklichen jüngsten Schwester Minna Romano nach Agram (Zagreb) um. Die Lebenssituation in Agram war schwer. Die Familie litt unter Verlust zweier Kinder, Therese Artner, die zur Hilfe ihrer Schwester angereist

Ungarischen Nationalmuseums. Sein Sohn István Széchenyi war ein Großunternehmer und politischer Reformer liberaler Gesinnung in Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jhs.

war, begann selbst an Gicht zu erkranken. Aus ökonomischen Gründen konnte sie sich aber nicht die bestmögliche Heilung leisten (Pichler 1914: 385). Literaturliebhaberin Artner gründete aber auch dort einen informellen Leserkreis. Über ihre Aktivitäten und das kulturelle Leben in Kroatien informiert sie ihre Freundinnen Zay und Pichler in Briefen (Jónásová 2011).[13] Im eigenen Schaffen widmete sie sich dem Drama. In Agramer Theater wurde der komische Einakter Der *Rettung und Lohn* 1823 aufgeführt. 1824 folgte ein historisches Schauspiel *Stille Größe* aus der Zeit der Regierung Richards III. Das Wiener k. k. Theater auf der Burg brachte das Drama in drei Akten auf die Bühne. Einen historischen Stoff, diesmal aus der slawischen Geschichte verarbeitet das Stück *Regenda und Wladimir,* das ebenso 1824 in Kaschau erschien. Die Handlung ist in das 10. Jh., in die Zeit der Christianisierung in Kiewer Rus situiert (Glosíková 1995b: 24) und stellt das letzte Werk der Literatin dar. Maria Therese von Artner starb 1829 im Alter von 57 in Jahren, „innig betrauert von Allen, die sie näher kannten und neben ihren geistigen Fähigkeiten auch die des Herzens und des Gemüthes zu schätzen wußten" – wie darüber pathetisch und rührend im Damen Conversations Lexikon berichtet wird (DamenConvLex 1834: 314).

4 Zusammenfassung: Maria Therese von Artner – ein Kind ihrer Zeit und doch eine außerordentliche Frau

In der Lebensgeschichte von Maria Therese von Artner spiegeln sich mehrere wichtige historische Ereignisse und Epochenmerkmale wider. Das Toleranzpatent von Joseph II. lockerte gesellschaftliche Atmosphäre, sodass ihre gebildeten Freunde aus protestantischen Kreisen bedeutende Stellen in Bildungsinstitutionen und kulturellem Leben einnehmen konnten. Die Vermutung, dass auch Artner, die aus einer evangelischen Familie stammte, von dieser gesellschaftlichen Öffnung gegenüber von Protestanten profitierte, liegt nahe. Ihre Freundschaft mit der katholischen Caroline Pichler weist auch auf die Früchte der Aufklärung – Überwindung konfessioneller Grenzen hin.

Artners Vaterlandliebe, von der ihre Gedichte sprühen, korrespondiert mit den Anfängen von nationaler Bewegungen in Ungarn. In ihrem Patriotismus v.a. in dem unveröffentlichten Epos *Die Schlacht von Aspern* kann man aber auch als Widerhall der durch die Befreiungskriege gegen Napoleon in Deutschland hervorgerufenen Stimmung, wahrnehmen. Zugleich kann man in ihrer Heimatliebe den traditionellen und oft öffentlich manifestierten Patriotismus von Ungarndeutschen erkennen.

Artners Leben als Frau determinierten die damaligen Vorstellungen über die Rolle des weiblichen Geschlechts. Dies zeigte sich in ihrer Bildung, Einstellung ihrer Mutter zu ihren ersten Schreibversuchen sowie in ihrer aufopfernden Liebe mit der sie ihren Schwestern in Krisensituationen stets zur Hilfe eilte. Ihre Welt, besonders nach der Rückkehr aus Freiburg war durch Frauen geprägt, auch wenn sie es nicht abgeschottet von Männern führte. Lange Jahre verbrachte Artner an der Seite ihrer Mäzenin und Freundin Maria Zay als ihre Gesellschafterin. Sie knüpfte und unterhielt Kontakte aber auch mit anderen Frauen der Feder – mit der bereits erwähnten Caroline Pichler, Mariane Neumann von Weißenthal geb. von Tiell und Gabriele von Baumberg. Sie trug in Frauenzeitschriften bei, ihre Publikationen beschränkte sie aber nicht nur auf diese. Durch ihre Werke strebte sie an, ein breiteres Publikum anzusprechen.

Auf ihrem Lebensweg machte Artner mehrere mutige, überraschende Schritte. War es der Entschluss, sich der Schreibkunst zu widmen, obwohl in ihrer Familie literarische Tradition fehlte und sie sich alleine hocharbeiten musste, die Sprengung von Grenzen der für Frauen geeigneten

[13] Daraus entstand ein posthum veröffentlichtes Reisebuch in Briefform: Briefe über einen Theil von Croatien und Italien an Caroline Pichler (1830).

Genres, als sie den Kriegsheldenmut besingenden Epos verfasste und auf die Zensur stieß oder Betrieb eines literarischen Salons in weltentrückten Dörfern. Auch in dieser Umgebung schaffte sie es im Kreise ihrer Freunde Hochkultur zu pflegen, Neuigkeiten des literarischen Marktes durch Aquise neuer Bücher, Abonnements von Zeitschriften zu folgen (Jónásová 2011: 47) und durch persönliche Kontakte zu anderen Literaten das Ohr am Puls der Zeit zu haben.

Obwohl Maria Therese Artner nicht zum literarischen Kanon gehört, sind es ihre Anstrengungen, auch in der Provinz ein vollwertiges kulturelles Leben zu pflegen und vorgegebene Grenzen zu sprengen, die auch für heutige Generation inspirierend sein können.

Literaturverzeichnis

Aurnhammer, Achim – Klein, Andreas, C.J. (2002): Johann Georg Jacobi in Freiburg und sein oberrheinischer Dichterkreis 1784–1814. Ausstellung im Goethe-Museum Düsseldorf in Zusammenarbeit mit der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br. 4. März bis 15. April 2001. Katalog. – Freiburg im Breisgau: Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.

Bartl, Július: et al. (1997): Lexikón slovenských dejín. – Bratislava: SPN.

Bredetzky, Samuel (1809): Reisebemerkungen über Ungern und Galizien. – Wien: Anton Doll Verlag.

Bulková, Petronela (2009): Anton Löwe a jeho aktivity na knižnom trhu v Bratislave v 18. storočí. – In Krušinský Rostislav (Hg.): Problematika historických a vzácných knižních fondů Čech, Moravy a Slezska. Sborník z 17. odborné konference Olomouc, 5. - 6. listopadu 2008, 93–103. Olomouc: Vědecká knihovna v Olomouci.

Bude, Gunilla-Friederike (2000): Bürgerinnen un der Bürgergesellschaft. – In: Lundgreen, Peter (Hg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums, 249-271. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Bude, Gunilla (2009): Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jh. – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Glatz, Jakob (1799): Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland. Auf einer Reise durch einige Ungarische Provinzen. Teutschland (Gotha).

Glosíková, Viera (1995a): Die deutschsprachige Literatur der Zips im 19. und 20. Jahrhundert. – In: Švorc, Peter (Hg.): Spiš v kontinuite času – Zips in der Kontinuität der Zeit, 268–274. Prešov: Universum.

Glosíková, Viera (1995b): Handbuch der deutschsprachigen Schriftsteller aus dem Gebiet der Slowakei (17. – 20. Jahrhundert). – Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Herloßsohn, Carl (1834): Damen Conversations Lexikon. Leipzig: Volckmar.

Jónásová, Anna (2011): Literárny salón – spôsob literárnej komunikácie v 17. – 19. storočí. Pokus o otvorenie literárnohistorickej témy. 2. časť. – Knižnica 12/5, 45–48.

Kollárová, Ivona (2006): Vydavatelia v 18. storočí. Trilógia k dejinám typografického média. – Bratislava: Veda.

Kontler, László (2001): Dějiny Maďarska. – Praha: Lidové noviny.

Kováč, Dušan (1998): Dejiny Slovenska. – Praha: Lidové noviny.

Pichler, Caroline (1914): Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. – München: Georg Müller.

Schindel, Carl Wilhelm Otto August von (1823): Die deutschen Schriftstellerinnen des neuenzehneten Jahrhunderts. – Leipzig: Brockhaus.

Schwartner, Martin (1798): Statistik des Königreichs Ungern. Ein Versuch. – Pest: gedruckt bey Matthias Trattner.

Schwartner, Martin (1811a): Statistik des Königreichs Ungern. Ein Versuch. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erster Theil. – Ofen: gedruckt mit königl. Universitäts-Schriften.

Schwartner, Martin (1811b): Statistik des Königreichs Ungern. Ein Versuch. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Zweyter und dritter Theil. – Ofen: gedruckt mit königl. Universitäts-Schriften.

Spiesz, Anton (1987): Bratislava v 18. storočí. – Bratislava: Tatran.

Suchý, Michal (1974): Dejiny Levoče I. – Košice: Východoslovenské vydavateľstvo.

Šimeček, Zdeněk (2002): Geschichte des Buchhandels in Tschechien un in der Slowakei. – Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.

Štibraná, Ingrid (2011): Výchova a vzdelávanie aristokratiek na príklade bratislavského kláštora Notre Dame v 18. storočí. – In: Dudeková, Gabriela et al.(Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku, 35–49. Bratislava: Veda.

Tancer, Jozef (2009): Hornouhorskí Nemci v 18. storočí. – In: Kiliánová, Gabriela – Kowalská, Eva – Krekovičová, Eva (Hg.): My a tí druhí v modernej spoločnosti. Bratislava: Veda, 352–371.
Tebben, Karin (1998): Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Einleitung – In: Tebben, Karin (Hg.): Beruf Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, 10–46. Göttingen: Vandenhieck & Ruprecht.
Tibenský, Ján (1971): Slovensko. Zv.1 Dejiny. – Bratislava: Obzor.
Vajcik, Peter: Školstvo, výchova a pedagogika pred osvietenskými reformami a národným obrodením. Slovensko. – In: Mátej, Jozef et al. (Hg.): Dejiny českej a slovenskej pedagogiky, 148–214. Bratislava: SPN 1976.

Annotation

When a woman in world-enraptured villages as well as in cultural metropolises of the Danube Monarchy put the pen to paper – Maria Therese von Artner (1772-1829) and the determinants of her time.

Michaela Kováčová

The author focuses in her paper on two closely related themes: 1) the depiction of social determinants for women´s writing in Hungary in the early 19th century, 2) the concrete life story of Maria Therese von Artner – as a representative of the then female art of writing, who spend a part of her life in the area of today´s Slovakia.

To this the composition of the text corresponds. As introduction the political and social situation as well as the then literary scene in Hungary are characterized. A special attention is given on Bratislava as being one of Artner´s dwellings closely located cultural centre. Moreover the chances, roles and living environments of women are focused, where special emphasis is paid to the questions of girls´ education and the conditions for literary activity. Finally it is shown how historical facts influenced the life of Maria Therese von Artner. The following article bases on historical sources: inter alia lexicons, travelogues and memories of contemporary witnesses as well as on contemporary historical analyses.

Keywords: women´s literature, german literature from the area of today´s Slovakia, book and reading culture, women´s education

Konzeptualisierung von Farben und ihre Spiegelung in Farbbezeichnungen im Deutschen und Slowakischen (kognitiv-semantische Ansicht)

Janka Šuchová

1 Kognitive Darstellung der Farbproblematik

Sprache als ein Bestandteil des biologisch-kognitiven Einklangs angeborener menschlicher Fähigkeiten wird in kognitiv-linguistischer Leseart nicht als ein vom Menschen unabhängiges, abstraktes sowie autonomes System betrachtet. Sprache ist mit Bedeutung demzufolge als Verknüpfung von verschiedenen Wissensaspekten in der menschlichen Kognition verankert. Die bestimmten Spielarten der kognitiven Linguistik, die Sprache als Teil der menschlichen Kognition begreift, versuchen, besonders den Einfluss der menschlichen Wahrnehmungsprozesse auf Sprache und sprachliche Strukturen zu analysieren.

Zu Beginn des Versprachlichungsprozesses „werden Umweltreize (als Phänomene) über Spiegelungsverfahren in Kombination mit dem stimulierten Zustand eines Gedächtnisanteils verarbeitet, was zur Konstruktion des Umweltreizes in der Kognition führt. Sprache verzerrt diesen Spiegelungsprozesss entsprechend ihrer Ontologie und verbindet eine Konstruktion mit einer Mengen, Schematisierung-, Konzeptualisierungs- und Symbolisierungsroutinen, dessen Output strukturell gekoppelt ist mit einem spezifischen artikulatorischen Typ“ (Schulze 2006: 2)[1]. Aus der Sicht der Farbwahrnehmung wird in vielen wissenschaftlichen Arbeiten[2] deutlich gezeigt, dass die für alle Betrachter gleichen physikalischen Eigenschaften der Wellen hinsichtlich Farbton, Helligkeit und Sättigung (als Zustände der Außenwelt) in der durch das perzeptiv-neuronale System merkmalsgetreuen Übertragung in für Betrachter in gleicher Weise neuronale Parameter konvertiert werden. Diese perzeptiv-neuronale, in einzelne Merkmale zerlegende Konversion wird auf der folgenden Kodierungsstufe in einer bildlichen Gesamtvorstellung von Farben integriert und bleibt abbildungstreu zu der Vorstufe und somit auch universal[3]. Die nächste, objekt-konzeptuelle Kodierungsebene liefert die Farbattribute zu den durch Wahrnehmungen etablierten Gedächtnisinhalten in der Erfahrungswelt[4], d.h. sie beinhaltet die Vorstellung möglicher Träger von Farben. Diese Verknüpfung mit der Objektwelt ist intersubjektiv, allerdings von der jeweiligen Umgebung abhängig, dementsprechend nicht mehr universal für alle Betrachter.

Die nächsten (lexikalische, morphologisch-syntaktische, lautliche, graphemische) Ebenen liefern den Zugriff der Sprache auf die vorgängigen Bild- und Objektvorstellungen von Farbe. Ähnlichkeit legt nicht eindeutige Vorstellungen fest, sondern erlaubt grundsätzlich mehrere Vorstellungen, so lange sie die Ähnlichkeitsbeziehung erfüllen. Daraus folgt, dass Farben letztlich nicht in der Außenwelt objektiv vorhandene Entitäten darstellen, sondern ein Produkt

---

[1] Vgl. auch detailierte Darstellung der Theorie Radical Experientialism (kurz: RadEx) (Schulze 2009: 18).

[2] Vgl. Goldstein 1997, Abramov 1997.

[3] Wahrnehmung im Sinne von RadEx wird als „direkte Schnittstelle eines physiologischen Inputs und mentaler Weiterverarbeitung“ definiert (Schulze 2009 8).

[4] „Im Modus der Konzeptualisierung kommen eine Vielzahl von Prozeduren zum Tragen, die allesamt zu Etablierung konzeptueller Netze führen: Kategorisierungen des Typs disjunkt, prototypisch, familienähnlich oder radial, Verfahren der Verkörperung und die diversen Strategien der Metaphorisierung“ (Schulze 2009: 19).

unserer perzeptiv-neuronalen Ausstattung sind, welche physikalische Gegebenheiten oder Strukturen in ihre neuronalen Distinktivitäten gemäß neuronaler Parameter übersetzt.

Im Rahmen des vorgestellten Versprachlichungsprozesses sollten die beim Benennen eines visuell dargebotenen farbigen Objekts (z.B. *roter Apfel*) abflaufenden Prozesse wie folgt aussehen (vgl. Bild Nr.1[5]). Am Anfang wird visuell ein Umweltreiz (roter Apfel) als eine dreidimensionale Objektvorstellung mit seinen markanten Merkmalen (Form und Farbe des Apfels) auf die mentale Ebene projiziert. Aus der Sicht des roten Farbtons wird ein roter Farbton mit einer hohen Helligkeit, einem hohen Sättigungsgrad und einer Wellenlänge von etwa 640 nm für alle Betrachter gleich aktiviert, weiter in der perzeptiv-neuronalen Übertragung merkmalsgetreu in neuronale Parameter konvertiert und bleibt auch für alle Betrachter gleich. Auf folgender, konzeptueller Ebene wird das Farbattribut Rot zu einer Objektvorstellung (Apfel) aufgrund der Erfahrungen geliefert, wobei diese Verknüpfung mit einer Objektvorstellung intersubjektiv ist (nicht mehr universal). Dem Konzeptualisierungsprozess folgt dann die sprachliche Verarbeitung (lexikalische, syntaktische, phonologische, phonetische), wobei der sprachliche Output (Farbbezeichnung) mit den angeführten motorischen Prozessen (Artikulation) verbunden ist.

Die Farbe selbst ist nicht Ursache der Wahrnehmung, sondern sie bedarf eines ihre Visibilität ermöglichenden Trägers. Zwei Betrachter haben von demselben farblichen Sachverhalt zwar die gleichen Vorstellungen, diese können aber auf bestimmte Weise im Rahmen der Ähnlichkeit voneinander abweichen. Auf der folgenden lexikalischen Konversionsstufe zeigen sich von der Sprache her bedingte konzeptuelle und lexikalische Determinanten. Gerade der typologische Vergleich verschiedener Farbwortfelder legt nahe, dass eine sprachbedingte Konzeptualisierung der vorsprachlichen bildlich-konzeptuellen Vorstellungen von Farbe zu postulieren ist. Denn die bildlichen Vorstellungen in ihren parametrischen, kombinatorischen Möglichkeiten erlauben nicht nur eine einzige Übersetzung in lexikalische Feldstrukturen, sondern gestatten verschiedene Lexikalisierungen, abhängig von der Anzahl der Farbwörter (und damit der verwendeten Aufteilung des Farbspektrums), von deren Hierarchisierung der Farbparameter sowie von den sprachraumspezifischen Farbinformationen zur gegebenen Objektwelt.

Die Definierung und die Klassifizierung der Farbenterminologie nach psychologischen, physikalischen, linguistischen oder anthropologischen Gesichtspunkten erfordert in jeder Sprache besondere Aufmerksamkeit und auch Raum. In diesem Bereich wird der umfangreiche Farbwortschatz nach der universalistischen Theorie von Kay und Berlin (1969) auf die Grundfarbwörter reduziert. Berlin und Kay gelangen in ihrer Untersuchung (auch unter nicht miteinander verwandten Sprachen) zu dem Ergebnis, dass die von einer Sprache kodierten Farbkategorien nicht arbiträr bzw. kulturabhängig sind, sondern dass es ein universelles Inventar von elf elementaren (für englischsprachige Personen prototypische) Farbkategorien (Foci) SCHWARZ,WEISS, ROT, GRÜN, GELB, BLAU, BRAUN, PURPUR, ROSA, ORANGE und GRAU gibt (1969: 2). Von diesen erfassen (engl. *encode*) die einzelnen Sprachen alle elf oder auch weniger. Außerdem stellten Berlin und Kay fest, dass in Bezug auf die Reihenfolge, in der die Grundfarbwörter in einer Sprache kodiert werden, starke Einschränkungen (Distributionsregeln) bestehen.[6] Die Entwicklung weiterer, differenzierter Farbbezeichnungen ist nach Berlin und Kay (1969: 16) durch den Bedarf an solchen Farbbezeichnungen bedingt und erfolgt parallel zu der allgemeinen Entwicklung des Wortschatzes einer Sprache. Die Entstehung neuer Farbbezeichnungen in einer Sprache ist Folge des kulturellen und technischen Fortschrittes einer Sprachgemeinschaft und hängt lediglich vom Bedarf von ihnen sowie ihrem kommunikativen Wert ab.

---

[5] Vlg. auch ein dynamisches Modell von ´Bedeutung´ (Schulze 2005).

[6] Vgl. Berlin/Kay 1969: 2–3.

2 Lexikalische Quellen der Farbbezeichnungen

Ein onomasiologisch ausgerichtetes Modell zur Kategorisierung von Referenzgruppen sowie zur kognitiven Strukturierung von Konzepten stellt die von Rosch (1973) entwickelte Prototypentheorie dar, aber erst durch die Umkehrung der Perspektive von der Onomasiologie zur Semasiologie kann die Prototypentheorie[7] einen Beitrag zur Beschreibung der Wortbedeutung leisten und zu einer eigentlichen Prototypensemantik ausgebaut werden.

Die zentrale Bedeutung eines Wortes kann demnach entsprechend der kognitiv prägnanten Merkmale des Prototyps konzipiert werden. Die Kategorie, auf die ein Wort verweist – und somit die lexikalische Bedeutung –, wird nicht mehr durch gemeinsame Merkmale definiert, die in Oposition zu den Merkmalen anderer Kategorien bzw. anderer Bedeutungen stehen. Die lexikalische Bedeutung gründet nun auf der „Ähnlichkeit mit einem typischen Exemplar, Prototyp“ (Schwarze 1985: 78). Der Prototyp auf der Ebene der Extension bildet eine referentielle Unterkategorie. Eine Kategorie wird gebildet aus einem Stereotyp auf der Ebene der Intension, der einen Kern kognitiv prägnanter Merkmale enthält, welche die meisten Vertreter der Kategorie aufweisen. Die Darstellung der semantischen Prototypen kann zwei Formen aufweisen: Entweder werden sie anhand einer Merkmalliste beschrieben[8] (vgl. Coleman/Kay 1981) oder mithilfe eines Schemas, das eine holistische Repräsentation des Prototyps (Gesamtvorstellung) darstellen soll. Die schematische Darstellung bietet sich an, wenn für den Prototyp keine lexikalische Bezeichnung vorhanden ist oder eine Merkmalliste schwer erstellt werden kann, wie bei den Farbwörtern (vgl. Kleiber 1998: 45–46).

Die Prototypentheorie, die ihre Wurzeln in der Farbwortforschung selbst hat, geht von der Existenz eines zentralen Vertreters aus, der die größte Anzahl wichtiger Merkmale der Kategorie in sich vereint und um den herum sich die übrigen mehr oder weniger typischen Repräsentanten gruppieren.

---

[7] Nach Coleman/Kay (1981: 43) ist die Prototypik ein konzeptuelles, konstruierendes Verfahren, das aus kognitiven Operationen (z.B. dem Bemerken von Unterschieden oder Ähnlichkeiten) hervorgeht:„We have argued that many words, […] have as their meanings not a list of necessary and sufficient conditions that a thing or event must satisfy to count as a member of the category denoted by the word, but rather a psychological object or process which we have called PROTOTYPE.”

[8] Coleman/Kay (1981) versuchten, die prototypische Struktur von abstrakten Begriffen am Beispiel LIE zu untersuchen. Ausgehend vom zugrundeliegenden Prototypenschema und der empirischen Forschung bestätigten sie, dass die An- oder Abwesenheit eines LIE definierenden Merkmals nichts über die Kategorienzugehörigkeit aussagen kann, weil sie eine graduierbare, keine absolute, Größe ist. So wird von besseren (Prototypen) und schlechteren (periphere Elemente) Kategorienvertretern gesprochen.

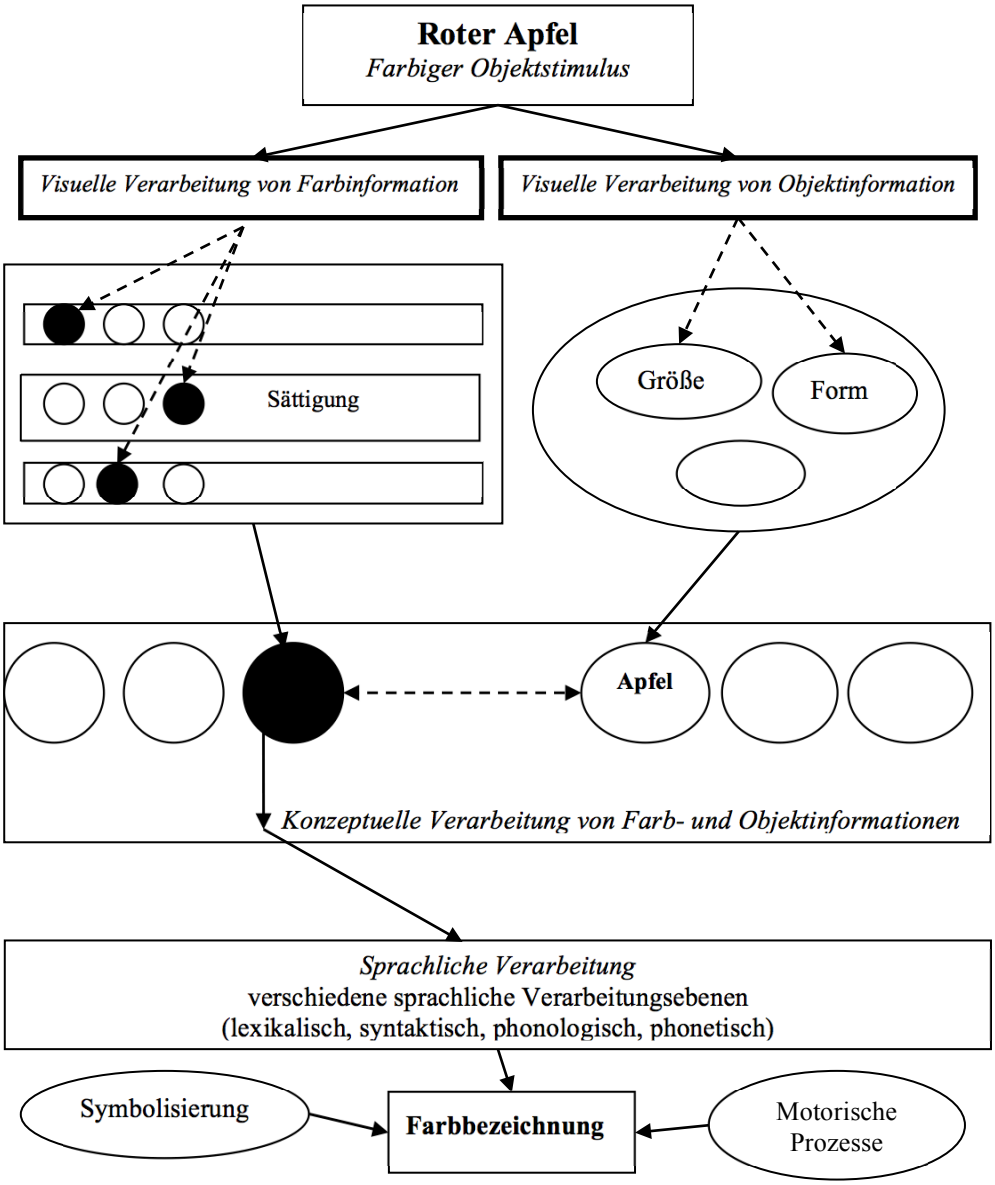

Abb. 1: Konzeptuelles Modell zur Verarbeitung von Objekt- und Farbinformationen beim Benennen von Farben

Entsprechend einer semasiologischen Umkehrung der zunächst onomasiologisch ausgerichteten Prototypentheorie im Rahmen der Prototypensemantik ist mit der Lautkette [ʁo:t] ein bestimmtes symbolisiertes Konzept verbunden, d.b. ein sprachliches Zeichen. Der Prototyp des ROT zugehörigen Konzepts ist als fokaler Punkt entweder in unserer Wahrnehmung, d.h. biologisch-neurophysiologisch und von daher universell, verankert (vgl. Kay/McDaniel 1978) oder er leitet sich von der Farbe bestimmter typischer Umwelt-Referenten ab, die von besonderer Prägnanz

für unsere menschliche Erfahrung sind, z.B. Nacht, Tag, Feuer, Himmel, Vegetation usw.[9] Aufgrund einer Kenntnis des auf einen fokalen, prototypischen Punkt hin strukturierten Konzepts ROT kann man nun in der Lage sein, alle übrigen Farben, die über eine gewisse Ähnlichkeit mit dieser zentralen Vorstellung verfügen, als eine Art von ROT zu erkennen und kognitiv (sowie sprachlich, wenn entsprechende sprachliche Zeichen gelernt sind) auf der Ebene der Bezeichnung an diese Kategorie anzubinden. Die Grenze des der Lautkette zugeordneten inhaltlichen Konzepts ist allerdings insoweit vage, als sie letztendlich vom jeweiligen Sprecherurteil abhängt[10]. Entsprechend der von Schwarz eingeführten terminologischen Unterscheidung zwischen Putnams Stereotyp und Roschs Prototyp dürfte eine bestimmte prägnante Merkmalsmenge des Prototyps intensional den Stereotyp eines Farbwortes darstellen, der konkrete Farbstimulus (z.B. ein bestimmter Farbchip aus dem Munsell-Farbatlas) hingegen extensional den Prototyp. Allerdings ist die Isolierung dieser prägnanten prototypischen Eigenschaften im Falle der primären Farbwörter ebenso problematisch, wie distinktive Züge nach strukturalistischen Methoden herauszuarbeiten. Eine eigentliche Farbwortbedeutung (im Sinne einer Liste (stereo-)typischer Merkmale) kann demnach auch die Prototypensemantik nicht angeben (vgl. Kleiber 1998: 47).

Der Einbezug enzyklopädischer Wissensaspekte in die Bedeutungsbeschreibung ermöglicht im Modell der Prototypensemantik die Berücksichtigung konventionalisierten, gelernten Wissens um die Gegebenheit der ´Objekt-Welt´. Daher gehört zur Bedeutung <rot> nach Ansicht der kognitiven Semantik auch unser Allgemeinwissen, dass Rot im Straßenverkehr funktionell als die wichtigste der drei Ampelfarben neben Gelb und Grün bezeichnet wird, aber auch zu diesen Farben in Opposition steht. Bei einer (durch die Polysemie-Konzeption) erweiterten Version der Prototypentheorie finden alle mit einem bestimmten Wort verbundenen Verwendungsweisen und Bedeutungen Berücksichtigung und werden nach Lakoffs Interpretation (1987) als Glieder einer einzigen kognitiven Kategorie interpretiert. In diesem Fall geht es um keine Synonymie, sondern um die interkategorielle Hierarchie mit verschiedenen Kategorisierungsstufen und einzelnen Beispielen (nach Rosch 1976: 382):

Superordinate level		
(übergeordnete/abstrakteste Ebene): z.B	ANIMAL	COLOR
Basic level (Haupt/Basisebene)	**DOG**	**RED**
Subordinate level		
(untergeordnete/konkreteste Ebene)	RETRIEVER	DARKRED

Die übergeordnete Ebene stellt z.B. ein Konzept wie COLOR dar, das relativ wenig charakteristische Merkmale aufweist, die folgenden Ebenen verfügen graduell über mehr Merkmale, wobei die letzte Ebene die größte Anzahl von Merkmalen besitzt. Rosch (1976: 382) hat experimentell festgestellt, dass Objekte des Basisniveaus (Basisobjekte) die umfassendsten Kategorien bilden, weil sie eine bedeutende Anzahl gemeinsamer Attribute aufweisen, ähnliche Formen haben und aufgrund einer „Durchschnittsform“ der Kategorienglieder wiedererkannt werden. Auf dem Basisniveau[11] sind die meisten und relevantesten Informationen einer Kategorie

[9] Es geht vom semantischen Beschreibungsmodell Wierzbickas (1996) aus, das sich auf die Annahme ein universales Inventar fundamentaler menschlicher Konzepte darstellender semantischer Primitiva stützt. Wierzbicka (1996: 73) postuliert insgesamt 55 semantische Primitiva, mithilfe derer sie versucht, auch die Farben zu beschreiben. Farbkonzepte sieht sie in gewissen Universalien oder Beinahe-Universalien der mit dem >sehen< verbundenen menschlichen Erfahrung verankert.

[10] Vgl. „attention to similarity“ und „attention to distinctiveness“ nach MacLaury (1999).

[11] Das Basisniveau wurde von Lakoff (1987: 46) auch näher definiert: „The highest level at which (1) category members have similarly perceived overall shapes; (2) a single mental image can reflect the entire category; (3) a person uses similar motor actions for interacting with category members; (4)

gespeichert. Es ist psychologisch nützlich, weil es kognitiv ökonomisch ist: Einem „Kategorienmerkprozess“ entspricht beim Speichern des Basisniveaus eine maximale Informationsdichte. Sowohl Prototyp als auch Basisniveau gehorchen demselben kognitiven Ökonomieprinzip: Sie maximieren kognitive Informationen und werden so zu wichtigen kognitiven Referenzpunkten.

Eine prototypische Verwendungsweise bildet den Kern für alle übrigen Bedeutungen und Gebrauchsweisen („prototypische Effekte“; Lakoff 1987) des Wortes. Es wird ein prinzipiell offenes Netzwerk von locker miteinander verbundenen Bedeutungen und Vorkommensweisen erhalten, das durch verschiedene Erweiterungsprozesse, vor allem infolge von Metonymie und Metapher, entstanden ist und sich aufgrund seiner Offenheit jederzeit weiter ausdehnen kann. In diesem Fall sollte es sich um ein Netz von Norm- und Redebedeutungen eines Lexems mit allerdings einer abstrakten eigentlichen Bedeutung, der Systembedeutung, handeln.

Das Grundfarbwortschatz des Deutschen und Slowakischen ist mit dem des Englischen, das eine (kritisierte) Position der primären Untersuchungssprache auch bei Berlin/Kay (1969) einnahm, grundsätzlich vergleichbar. Den *basic color terms* entsprechen dann in beiden untersuchten Sprachen folgende Grundfarbwörter (auch mit englischer Variante): *čierny/Schwarz* ´black´, *biely/Weiß* ´white´, *červený/Rot* ´red´, *zelený/Grün* ´green´, *žltý/Gelb* ´yellow´, *sivý/Grau* ´grey´, *ružový/Rosa* ´pink´, *fialový/Violett* ´purple´ und *oranžový/Orange* ´orange´. Im Slowakischen stehen übrigens für ´blue´ *belasý* und *modrý* für ´grey´ *sivý* und auch *šedý,* im Deutschen für ´purple´ *Violett* und *Lila*, wobei alle diese Farbtonpaare stets lediglich eine kognitive Kategorie *modrý, sivý* und *Violett* repräsentieren. Dabei erweist sich vor allem Status von *belasý*, *šedý* und *Lila* als fraglich: Als Kategorie scheint es von *modrý, šedý* und *Violett* eingeschlossen oder überlagert.

3 Farbbezeichnungen: Referentielle Ausdrücke oder qualifizierende Relationen?

Sprachliche Ausdrücke referieren auf Ausschnitte der projizierten Welt[12], wobei Referieren als sprachliche Bezugnahme auf eine kognitiv konstruierte Repräsentationseinheit betrachtet wird, aufgrund der Inbeziehungsetzung von Wahrnehmung und (analoger) Erfahrung oder nur aus der Aktivierung von Erfahrungssegmenten (Vorstellung). Sprachliche Ausdrücke können somit auf wahrgenommene Entitäten oder auf rein repräsentationale Einheiten Bezug nehmen, die kein wahrnehmbares Korrelat haben. „Zum einen nehmen wir Bezug auf die projizierte, von uns aber als objektiv erlebte Welt Wp, deren Einheiten uns als Perzepte zugänglich sind, zum anderen stellen aber auch die repräsentationellen Einheiten unserers Weltmodells Wm, das wir bewußt in seinem mentalen Charakter empfinden, mögliche Referenten sprachlicher Ausdrücke dar. Die Einheiten dieses Models sind mentale Repräsentationen von Objekten, Bildern und Vorstellungen. Diese repräsentationellen Einheiten sind wie Objekte im Geist des Menschen, während Objekte wie Bilder in der externen Welt sind.“ (Schwarz 1992: 45) Fehlen also außersprachliche Korrelate, auf die ein sprachlicher Ausdruck Bezug nehmen könnte, kommt es infolgedessen zu keiner Verknüpfung zwischen sprachlich gegebenen Informationen und nichtsprachlichen Daten (visuellen oder auditiven). In beiden Fällen referieren sprachliche Aus-

subjects are fastest at identifying category members; (5) the level with the most commonly used labels for category members; (6) the first level named and understood by children; (7) the first level to enter the lexicon of a language; (8) the level with the shortest primary lexems; (9) the level at which terms are used in neutral contexts; (10) the level at which most of our knowledge is organized.“

[12] Vgl. Jackendoff (1983: 29). Aus der neuropsychologischen Perspektive ergibt sich eine ganz ähnliche Bestätigung, wenn ein Produkt zwischen „realer“ und „projizierter Welt“ entsteht. Wenn das Gehirn äußere Reize verarbeitet und in der Folge eine bestimmte Entität wahrgenommen wird, ist die perzeptuelle Entität wegen der vorausgegangenen mentalen Reizverarbeitung kein Abbild der Reizquelle.

drücke auf kognitive Einheiten. Ein sprachlicher Ausdruck referiert auf eine kognitive Einheit, indem er einen Frame evoziert, der einen möglichen Referenzbereich erst eröffnet (vgl. Taylor 2002: 71–75). Mit einem ausgewählten Wort auf ein bestimmtes Vorstellungsobjekt zu refererieren, setzt beispielweise aktualisierte Annahmen über die äußere Beschaffenheit des Objektes voraus. Frames als Einheiten der „projizierten Welt" dienen als Projektionsfläche der Referentialität. „Für jeden dieser (referentiellen) Ausdrücke ist charakteristisch, dass seine Äußerungen dazu dienen, ein ´Objekt´ oder eine ´Entität´oder ein ´Einzelding´, in Bezug auf das der Sprecher dann etwas sagt oder eine Frage stellt usw., als abgesondert von anderen Objekten herauszugreifen und zu identifizieren. ... Hinweisende Ausdrücke verweisen auf einzelne Dinge; mit ihnen werden die Fragen „Wer?", „Was?", „Welche(r/s)?" beantwortet. Hinweisende Ausdrücke sind an ihrer Funktion erkennbar, nicht an ihrer äußeren grammatischen Form oder der Art, in der sie ihre Funktion erfüllen." (Searle 1979: 44)

Die unterschiedlichen Entitäten wie Objektvorstellungen und als Objektvorstellungen komprimierende Ereignisvorstellungen können mit den nominalen Phrasen identifiziert werden. Innerhalb eines bestimmten Kontextzusammenhanges kann das jeweilige Referenzobjekt den kontextuellen Gegebenheiten entsprechend spezifiziert werden. Referenzobjekte im Range kognitiver Einheiten weisen unterschiedliche Ausprägungsformen auf.

In Übereinstimmung mit der Theorie des sprachlichen Zeichens, wonach jedes sprachliche Zeichen (als Signifié/Signifiant-Symbol) eine symbolische Einheit bildet und die Inhaltsdimension semantische, pragmatische sowie diskursfunktionale Aspekte umfassen kann, gilt also Lakoffs Diktum beim Hörer: „Every word evokes a frame" (Lakoff 2004: 4).

Farbbezeichnungen sind kognitiv gesehen so etwas wie ´essivische´ (oder seins-bezogene) Relatoren[13]. Die Vorstellung von einem "roten Apfel" profiliert die Apfel-Vorstellung hin zu ihm geeigneten "rot=sein" (analog zu ´groß´, ´klein´, ´reif´ und anderen Bezugsadjektiven).

Um ´Adjektive´ aus kognitiver Sicht zu definieren, muss eine heuristisch festgelegte Position eingenommen und die Konstruktion ´roter Apfel´ über einen Relativsatz aufgelöst werden (was eine sprachliche Imitation des kognitiven Ablaufprozesses ist), also

´roter Apfel´ <= ´Apfel, [der] rot [=sein]´.

Daraus folgt, dass ´rot´ kognitiv immer ´rot=sein´ bedeutet und die Farbbezeichnungen kognitiv (auf der Signifié-Ebene) zur Klasse Relatoren (oder ´kognitive Verben´) gehören. Die Farbbezeichnungen als sprachliche Zeichen können unterschiedlich in linguistische Wortarten integriert werden und als Relatoren (´kondensierte Ereignisvorstellungen´) sind meronyme Ausdrücke[14], die nach Sprache als auch ´autonom´(d.h. unabhängig von ihrer relationalen Umgebung) verarbeitet werden können. Hierdurch erhalten die Relatoren eine referentielle Qualität, was man sprachlich in der Zuordnung zur Wortart ´Nomen´ausgedrückt wird. Die Relatoren bilden die zweite, qualitativ andere Gruppe von Entitäten, die eher auf der Konstituierung der Beziehungen zwischen Referenten beruhen. Grammatische Relationen stellen das Bindeglied dar zwischen der formal zu bestimmenden Satzstruktur und der Ebene der Satzbedeutung, sie sind folglich Vermittler zwischen Struktur und Funktion von Satzgliedern[15]. Im Unterschied zu

[13] Die Relatoren als „Entitäten einer 'grammatischen Relation' sind sprachliche Zeichen, die mehr oder minder 'lexikalischen Wert' haben, d.h. deren signifant-Ebene eine Wort-typische Form hat, und deren signifié-Ebene der Domäne 'Objektvorstellungen' (OV) (und Metaphorisierungen und Derivaten hieraus) zuzuordnen ist" (Schulze 2010: 9).

[14] Der Relator einer Ereignisvorstellung (´rot=sein´) steht für (bzw. kann stehen für) die gesamte Ereignisvorstellung (´roter Apfel´) (vgl. Schulze 2010: 21).

[15] Daraus folgt, dass „die signifié-Ebene der grammatischen Relationen einer 'Domäne' (Farbbezeichnung) der Kognition entspricht, die auf der Mikro-Ebene über (mindestens zwei) Objektvorstellungen (oder

den Referenten sind sie an einen Prozess oder Zustand gebunden und durch die Veränderung von Referenten demonstriert. Die Integration der Farbbezeichnungen in linguistische Wortarten der beiden Sprachen wird im folgenden Kapitel detailliert geäußert und analysiert.

4 Farbbezeichnungen im Deutschen und Slowakischen

Ziel folgender Analyse ist es zunächst, ein möglichst umfassendes Bild vom Gebrauch der hier behandelten Farbbezeichnungen zu geben und diesen anhand von aktuellen deutschen und slowakischen Beispielen zu illustrieren. Dabei hängt die weitere Vorgehensweise sehr stark von dem jeweils zu untersuchenden Wort ab und kann infolgedessen natürlich nicht einheitlich sein: Bei den Farbbezeichnungen des Slowakischen und Deutschen wird es um ihre semantische Extension gehen, d.h. darum, zu untersuchen, wie die referentielle und relationale Spannbreite ist und in welchen sprachlichen Kontexten sie konkret verwendet werden können.

Als textliche Grundlage der Untersuchung dienten die bereits zuvor angesprochenen, recht umfangreichen Korpora der deutschen und slowakischen Standardsprache, die eine systematische qualitative Analysen erlauben, in denen Korpusdaten mit ihrem Kontext entweder einzeln als Beispiele oder systematisch als Konkordanzen verwendet werden. Die referentiellen und relationalen Beziehungen im Deutschen und Slowakischen, die in diesem Aufsatz bereits allgemein erwähnt wurden, werden im Folgenden tabellarisch zusammengefasst. In der Absicht dieser Komparation lag nicht die detaillierte Analyse der Korpora, sondern der Hinweis auf die referentiellen und relationalen Tendenzen im Deutschen und Slowakischen

4.1 Farbwörter als Nomen (+/- ART)

Wenn die Farbwörter als Relatoren eine referentielle Qualität erhalten, wird das sprachlich in einer Zuordnung zur Wortart ´Nomen´ ausgedrückt. Im Deutschen und auch im Slowakischen bestehen mehrere Möglichkeiten der Nominalisierung der Farbwörter, die nicht bei allen Farbbezeichnungen vorkommen. Eine dieser Möglichkeiten stellt die Konversion dar, die Farbwörter als primäre Farbadjektive ohne „äußerer“ Mittel zu bilden, d.h. es geht um Wortartenwechsel ohne morpohologische Varianz – grammatische Transposition (siehe Beispiel Nr. 1). Die Referentialisierung im Deutschen wird dann einzig durch den Artikel und formel auch durch die Großschreibung im Vergleich zum Slowakischen ausgedrückt. Nominalisierungen können in den Artikelsprachen sehr leicht vorgenommen werden, während sie in der artikellosen Sprachen (auch im Slowakischen, siehe Beispiel Nr. 2) sehr viel schwerer zu bewerkstelligen sind, da hier über Wortbildungsmorpheme viel stärker auf die Morphologie der einzelnen Wörter eingewirkt werden muss.

(1) *Schwieriger wird es beim Blau: Deutlich zu spüren ist eine gewisse Arroganz dem Blau gegenüber, der universellen, ewigen Lieblingsfarbe.* (DIE ZEIT, 18.11.1999)

(2) *Modrá bola dobrá, ale čo zelená? (Blau war gut, aber was Grün?)* (Týždeň, 43/2007, 20.10.2007)

Derivaten hieraus, z. B. Farbbezeichnung und Gegenstand) organisiert ist.“ Diese Domäne kann bezeichnet werden als 'Ereignisvorstellung' (EV).

Im Slowakischen spielt Desambiguität eine entscheidende Rolle in einigen Fällen bei der Definierung von Bedeutungen einzelner Farbwörter. Es geht besonders um die Referentialisierungen des Typs, bei dem in attributiven Gruppen das Nomen getilgt wird und in der formalen Nomen- und Attributform des Farbwortes identisch ist. Ihre Bedeutung kann anhand des Wortes „červená" veranschaulicht werden: Das Wort kann als Nomen (*modrá je dobrá*/das/die Blau(e) finde ich gut) vorkommen, aber auch als Adjektiv (*kup modrú (čiapku)*/ kaufe eine Blaue (Mütze)). Aufgrund dessen ist es nötig, die syntaktische Rolle des substantivierten Farbbezeichnung und die kontextuelle Abhängigkeit festzustellen.

Im Deutschen im Beispiel ´Gib mir das blaue Buch´ – ´Gib mir das Blaue´ drückt der Suffix im nominalisiertem Farbwort im Gegensatz zum Slowakischen im Fall identischer Form des Attributs und Nomens eine Beziehung zwischen Nomen und Attribut aus.

Bei einigen Farbwörtern im Deutschen kann die Nominalisierung nicht nur über Transposition, sondern ebenso über Derivation mit dem Suffix -e erfolgen, z.B. e *Röte, e Bläue, e Schwärze, Bräune, e Weiße* (als Feminina, siehe Beispiel Nr. 3), aber auch *das Gelb(e)* und *das Grün(e)* (als Neutrum, siehe Beispiel Nr. 4).[16] *Orange, Rosa, Grau, Violett* können nicht über Derivation nominalisiert werden.

(3) *Je mehr sich die Zeit ihrer Ankunft näherte, klärte sich der - regnerische und trübe Himmel auf und strahlte schließlich hell in klarer* <u>*Bläue*</u> *und Sonnenschein* (Vossische Zeitung (Abend-Ausgabe), 25.03.1918)

(4) *Zeit und Geld - Hamburger und Cola gelten bei Ernährungsexperten nicht gerade als* <u>*das Gelbe*</u> *vom Ei Von Mario Müller, Nahrung für Anlagejunkies.* (DIE ZEIT, 16.05.1997)

Im Slowakischen wird die Nominalisierung über Derivation bei Farbwörtern mit dem Suffix -*osť* z.B. *belosť, modrosť* erfolgen (siehe Beispiel Nr. 6) oder neben diesen produktiven Typ liegt der bei den altererbten Grundfarbnomen unproduktive Typ *červeň* vor (siehe Beispiel Nr. 6), der durch Erweichung des Stammes gebildet wird. Neben diesen zwei Haupttypen existieren noch einige wenige Sonderformen, zu einigen Farbwörtern die veralteten Suffixableitungen auf -*ot*a (*černota*) oder die Substantivierung mithilfe des Suffixes -*oba* (*beloba*) zur Bezeichnung von Mineralien aufgrund der Farben.

[16] Aus der Sicht der Morphologie gibt es bei deutschen Farbadjektiven zwei Arten der Nominalisierung (Substantivierung): mit adjektivischer oder nominaler Deklination. Bei den Farbadjektiven mit adjektivischer Deklination erfolgt dieser Prozess über Nominalisierungssuffixe –e (3), mit nominaler Deklination sind nominalisierte Adjektive meistens endungslos (1). Semantisch vertreten suffixierte feminine und neutrale Farbsubstantive einen Farbträger (oder ruft die Vorstellung von einem Gegenstand in bestimmter Farbe hervor) (3), wobei endunglose Substantivierungsform der Farbadjektive Farbqualität oder Farbton präsentiert (1) (vgl. Birrer/Niederhauser 1995: 39). Bernhart führt in seinem Werk Adfection derer Cörperer drei Möglichkeiten ein, um eine Verbindung zwischen dem Farbsubstantiv und dem Farbträger zu erkennen: „genitivische Anknüpfung, explizite Nennung im syntagmatischen Umfeld (innerhalb des Satzes oder in einem Satz in unmittelbarer Nähe) und implizite, kontextuell erschließbare Referenz."(Bernhart 2001: 359). Aus der Bernharts Untersuchung der semantischen Beziehungen zwischen den nominalisierten Formen der Farbadjektiven (das Schwarz, die Schwärze, das Schwarze) geht hervor, dass „mit abnehmender Deutlichkeit der Verbindung zwischen Farbsubstantiv und Farbträger eine anteilsmäßige Verlagerung von den Neutra (das Schwarz, das Schwarze) zu den Feminina (die Schwärze) hin stattfindet" (2001: 360), wobei das Farbnomen „die Schwärze psychologisch auffälliger und ein stärkerer kommunikativer Impuls als das Schwarze ist. Möglicherweise bauen die schwarzen Substantive mit zunehmender morphologischer Ausgestaltung (durch das Wortbildungssuffix und durch Umlautung) eine stärkere Gegenständlichkeit und inhaltliche Selbständigkeit auf, und die Rolle, vorwiegend einer anderen Entität eine Farbe zuzuweisen, tritt zurück" (2001: 361)

(5) *V knihe návštev čítame slová uznania , chvál. Na výstavu, prostredie, **zeleň,** kvety.*
(Im Besucherbuch lesen wir die Lob- und Annerkennungswörter. Über Aufstellung, Umgebung, Grüne, Blumen) (SNK 2011)

(6) *Spomedzi prstov zovretých pästí vytŕčajú cigarety. Ich **belosť** kontrastuje s kockovaným obrusom, ktorým je prikrytý stôl.*
(Ihr Weiß kontrastiert mit einer karierten Decke, mit der der Tisch gedeckt ist.) (SNK, 2011)

Substantivierungsprozeß ist also „mit inhärenten, permanenten Eigenschaften verbunden. Im Deutschen sollten das eher die attributiven, flektierten Formen sein. Wenn unflektierte Formen substantiviert werden, handelt es sich um Elemente aus dem adjektivischen zeitstabilen Kernbereich (z.B. Farbbezeichnungen)“ (Posner 1980: 63).

4.2 Farbwörter als Attribute

Als grundsätzlich, primäre Wortart für Farbbezeichnungen gilt das Adjektiv (Attribut), das in den meisten Fällen flektierbar ist, außer den Bezugsadjektiven *rosa, violett* und *orange*. Es handelt sich um Farbbezeichnungen, meist Objektvorstellungen bezeichnende Nomen[17], die als solche in der Regel keine Formveränderung aufweisen. Im Slowakischen sind die Grundfarbadjektive flektierbar, sie haben ein adjektivisches Suffix *-ovy* (maskul.) behalten, das sich dem Bezugsubstantiv anpasst. Die Wortart der Attribute zeichnet sich ontologisch durch das Merkmal Stabilität, der Nicht-Veränderlichkeit in der Zeit (im Gegensatz zu Prädikat) aus.

(7) *Er hatte ein blaues goldgesticktes Husarenkostüm angelegt. Die Exprinzessin saß im Hintergrunde einer Loge*. (Berliner Tageblatt (Montags-Ausgabe), 17.02.1902)

(8) *Rafael stopft sich rosa Zuckerwatte in den Mund, läßt seinen Kennerblick über Geisterbahn und Autodrom schweifen und schwärmt* (DIE ZEIT, 03.09.1998).

Es ist wichtig zu erwähnen, dass in der weiteren Analyse für Farbbezeichnungen nicht nur *basic color terms*, die direkt irgendwelche Farben bezeichnen (rot, blau, u.ä), sondern auch die durch explizite Derivation modifizierte Farbadjektive gemacht werden können. Der Suffix -lich ist nicht nur grammatisch, morphologisch, sondern auch semantisch wichtig, weil die Ähnlichkeit eines Farbworts zum Stammwort einen dem Grundfarbwort ähnlichen Farbton ausdrücken, z. B. *braun – bräunlich, blau – bläulich, grün – grünlich*. Diese Derivation ist aber nicht realisierbar bei allen deutschen Farbwörter, zu den Ausnahmen gehören *Orange, Violett, Rosa*, die primär als Nomen betrachtet werden.

(9) *Die Blätter der Hennapflanze, eines im Orient heimischen Strauchgewächses aus der Familie der Lythrariaceen, bilden getrocknet und gemahlen ein olivbräunliches Pulver und liefern als heißer, wässeriger Brei einen sehr schönen orange Farbstoff, dessen sich die Inder bedienen, um Augenbrauen, Fußsohlen, die Innenfläche der Hände, die Haare, vorzugsweise aber die Fingernägel zu färben*. (Berliner Tageblatt (Morgen-Ausgabe), 10.03.1925)

[17] Vgl. Schulze 2010: 9–10.

Gesondert zu betrachten sind zusammengesetzte Farbadjektive, die allerdings okkasionell bleiben, lediglich ein Teil wird lexikalisiert und findet somit den Weg in die Allgemeinsphäre. In diesem Fall dominiert im Slowakischen und auch im Deutschen der Strukturtyp *Substantiv+Adjektiv* und Bezugspunkte sind meistens Stoffe, Gegenstände und Tiere, aber auch Zeitangeben und Naturerscheinungen (Eichinger 2000: 123) vgl. *moosgrün, veilchenblau, zitronengelb, honiggelb, zieglrot/machovozelená, citrónovožltá, medovožltá, tehlovočervená,* wie auch Strukturtyp *Adjektiv+Adjektiv,* der zu den produktivsten in beiden Sprachen gehört, vgl. *rotgelb, blaugrün, schwarzweiß/červenožltá, modrozelená, bieločierna*.

Im Gegensatz zum Slowakischen ist auch das heimische Konfix *-farben* oder *-farbig* außergewöhnlich produktiv, es lässt sich problemlos mit allen basic color terms (BCT) kombinieren. In geringer Zahl kommt das Adjektiv *-farbig* vor, es tendiert mehr zum Anschluss an BCTs, die Formen stehen dann oft in synonymischer Konkurrenz zu *-farben*, vgl. *rosafarben-rosafarbig.* Im Slowakischen fehlt ein derartiges Bildungsmmittel, stattdessen wird in dieser Sprache das Ableitungssuffix *-ový* gebraucht, z. B. *fialový, ružový, oranžový.*

Die Adjektive als Wortarten zeichnen sich durch die Stativität und die Zeitstabilität (Unveränderlichkeit in der Zeit) aus, als Eigenschaften sind sie allgemein gültig und als ganzheitliche Referenzmodifikationen betreffen alle mit dem Referenten verknüpften Eigenschaften und Handlungen. In attributiver Stellung wirkt das Adjektiv wie eine implizite durch die Anzahl der möglichen Referenten beschränkte Prädikation, die (in nominaler Ausprägung zeitstabile, permanente) Eigenschaft inhärent ist (Vgl. Vogel 1996: 216–218).

4.3 Farbwörter als Prädikat

Generell kann man bestätigen, dass die Bedeutungsbeziehungen zwischen Grundfarbwörtern und den von ihnen abgeleiteten Verben keine große Vielfalt aufweisen. Alle abgeleiteten Verben können nämlich im Slowakischen und auch im Deutschen als die zu einem Wort verkürzte Form einer syntaktischen Fügung betrachtet werden. Diese Verbindung besteht aus dem dominierten Glied in Form bedeutungsarmer Verben und dem determinierenden Glied, d.h. dem entsprechenden Adjektiv, welches prädikativ gebraucht wird. Die formalen Mittel bei der Ableitung sind eher gering. Im Prinzip wird der Stamm des Adjektivs in eine der Verbklassen eingeordnet – gegebenenfalls unter Hinzufügung eines Präfixes oder des reflexiven Partikels *sa* ´sich´. Trotz dieses Umstandes zeigt sich eine Vielfalt an Farbverben. Die Farbverben können im Deutschen vom Farbadjektiv abgeleitet werden, z.B. *schwarz => schwärzen*, wobei dieser Verbtyp durch eine äquivalente syntaktische Konstruktion mit ´machen´ paraphrasiert werden kann, und zwar *schwärzen = schwarz machen*. Bei einigen Farbverben hat sich noch eine sekundäre Bedeutung entwickelt.

(10) Die Lampen <u>schwärzten</u> sich nicht und der Leuchtfaden behielt auch nach sehr langer Brenndauer noch große Stoßfestigkeit und war nach 1950 Brennstunden noch so fest, daß man nach Oeffnen der Lampe das ganze Gestell der Lampe an ihm aufhängen konnte, während die durch Ziehen hergestellten Drähte schon nach verhältnismäßig wenig Brennstunden spröde und brüchig werden (Berliner Tageblatt (Morgen-Ausgabe), 03.03.1917)

(11) Zmrazila ho zima a lúka, včera krvavá, predtým zelená, začala <u>sa belieť</u>. Že by tak odrazu prišla zima? Ďas s bielobou! (Der Winter frierte ihn ein und die Wiese, gestern bluttig, vorher grün, began weiß zu werden. Teufel mit Weiße! (SNK, 2013)

Bei einigen Farbverben hat sich noch eine sekundäre Bedeutung entwickelt (Beispiel Nr. 11-14), wo das Farbverb primäre und sekundäre Bedeutung aufweist. Im deutschen Beispiel (12) wird die Bedeutung ´sich dämmern´ oder in der Verbindung mit Tag ´anfangen, anbrechen´ geäußert. Im folgenden deutschen Beispiel (13) ist es mit einem emotionallen Zustand verbunden, d.b. ´Angst haben, sich fürchten vor etwas´, und im slowakischen Beispiel (14) wird physiologische Veränderung ´graue Haare haben/gewinnen´ geäußert.

(12) *Als der Morgen graute, die Putzkolonnen waren bereits ins Konferenzzentrum eingezogen, hatte Estrada gesiegt. Er hatte das Kyoto-Protokoll durchgehämmert*. (DIE ZEIT, 18.11.1999)

(13) *Wer sich aber müht, das "Unerforschliche ruhig zu verehren" und im Endlichen das Ewige zu suchen und zu betätigen, der soll dessen eingedenk bleiben, daß sich religiöses Leben nur in der Gemeinschaft vertieft und gesund erhält. Vor leeren Bänken graut es allmählich dem Pfarrer wie der Gemeinde*. (Vossische Zeitung (Morgen-Ausgabe), 01.03.1914)

(14) *Puttermesserová už tak dávno prestala cvičiť, že vlasy jej začali belieť. Keby slečna Kuntzová žila, mala by stoštyri rokov.* (Frau Puttermesser hat schon längst aufgehört zu turnen, sodaß ihre Haare angefangen haben, weiß zu werden. Wenn Fräulein Kuntz gelebt hätte, wäre sie hundertvier Jahre alt.) (SNK, 2013)

Verben haben, ontologisch gesehen, mit Prozessen zu tun, mit Veränderungen in der Zeit, weil der zeitliche Faktor bei den Verben grammatisch immer impliziert ist. Diese Veränderungen unterscheiden sich aber auch in ihrer Qualität, die ebenso von der Dauer der Veränderung abhängt. Sie sind entweder kurzzeitig, sodass der Prozess als in seiner Art kontinuierlich aufgefasst wird (Beispiel Nr. 13). Oder sie können aber auch starke Veränderungen beschreiben, sodass der Prozess als einmalig und abgeschlossen, als zu seinem Ende gekommen, betrachtet werden muss (Beispiel Nr. 12, 14).

Das Prädikat weist auch die Perspektivierungstendenz auf, etwas als Prozess oder als Zustand in der Zeit darzustellen und ebenfalls auch auf die Kombinationsfähigkeit von Verben mit bestimmten Satzgliedern (Subjekten, Objekten und Adverbialen) einzuwirken. So treten die Farbwörter im Deutschen häufig als ein Teil der Verbinkoroporation (15, 16)[18] oder ein Mitglied eines ´Funktionsverbgefüge´ auf. Meisten sind mit den (bedeutungsarmen) Kopulaverben ´sein´, ´werden´ oder seltener ´bleiben´ verbunden und semantisch beziehen sie sich auf einen laufenden Farbwandelprozess (z.B. *´rosa werden´ ´rosa bleiben´, rosa*

[18] Inkorporation wird als „Wortbildungverfahren, bei dem freie nominale Morpheme mit Verbstämmen zu komplexen Verben kombiniert werden“ (Lexikon der Sprachwissenschaft 2002: 303) und „dabei dückt der inkorporierte Stamm ein Konzept aus und referiert nicht auf bestimmte Entitäten“ (ebd. 309). Inkorporation nach Schulze (2010 : 6): „Näher 'zusammenstehende' (d.h. eher zusammen verarbeitete Strukturen werden auch sprachlich in einander überführt [Prinzip der Ikonizität]. Hier gilt besonders: Hintergrund und Relator/Verb verschmelzen gern, wohingegen der Vordergrund in der Regel erhalten bleiben muss (wenige Ausnahmen!).“ In Bezug auf ihre Merkmale wird die Inkorporation als eine Untergruppe der Univerbierung (von Substantiv und Verb) verstanden: „Prototypically, the incorporated noun stem corresponds tot he object of a transitive predicate or the subject of an inactive intransitive predicate. In many languages, an incorporated noun may also correspond to an oblique nominal, such as a locative, instrument, or passive agent” (Gerdts 1998: 93). Detailierte Klassifikation der Inkorporationstypen mit Beispielen vgl. Gallman (1999).
Im Beispiel blaumachen kann also der nominale Bestandteil (blau) als Worteil der Nomen-Verb-Verbindung NVV) interpretiert werden und in Kontaktstellung dann auch zusammengeschrieben (vgl. Bredel/Günther 2000: 103–104, Schulze 2010: 6).

sein´(15)/*´stať sa červeným´, 0, byť červeným´(17)*) oder auf eine metaphorische Darstellung eines Prozesses oder Zustandes (z.B. idiomatische Wendung *´blau machen´,* Beispiel Nr. 16), was aber auch der Prädikation aus geringer Zeitstabilität der Konstruktionen zugeordnet werden kann. Im Allgemeinen schreiben aber diese Verben mittels des Farbprädikativs dem grammatischen Subjekt eine Farbe zu.

(15) Sein Gesicht war rosa geblieben. Auch wenn Sie aufgeregt sind, schießt Ihnen das Blut nicht in den Kopf. (DIE ZEIT, 13.10.1978)

(16) Die Erwachsenen lächeln ihnen zu, die meisten haben volles Verständnis dafür und würden auch liebend gerne bei diesem Wetter blau machen. (DIE ZEIT, 10.04.2003)

(17) Nechýba červená paprika. Guláš musí byť červený a jemné štiplavý a ostatné je tajomstvo, prezradil Marek Ihnacik (...Es fehlt nicht rotes Paprika. Gulasch muss rot sein und fein scharf und sonstiges ist ein Geheimnis, verriet Marek Ihnacik.) (SNK 2013)

4.4 Farbwörter als Adverb

Dass Farbwörter grundsätzlich im Deutschen nicht adverbial verwendet werden können, liegt vor allem daran, dass sie (wie auch Adjektive, die eine Form oder Beschaffenheit, bestimmte äußere oder innere Eigenschaften von Personen u. ä. bezeichnen) lediglich Personen oder Gegenstände, aber keine Vorgänge charakterisieren (Altmann 1999b: 4). Hier wäre zu fragen, was genau mit „Adverb“ gemeint ist, zumal explizit darauf hingewiesen wird, dass alle Farbadjektive nicht als adverbiale Bestimmung verwendet werden können (vgl. dazu Altmann 1999b: 3). In den meisten Fällen sind die Farbwörter mit ganz bestimmten Verben oder mit Partizipien verbunden (*bläulich schimmern/schimernde, rot leuchten/leuchtende,* siehe Beispiel Nr. 18), wobei es sich hier um keine adverbialen Strukturen handelt.

(18) Wie selbstverständlich manipulieren Wissenschaftler heutzutage ihre mikroskopischen Aufnahmen, die sie in Fach- und Publikumszeitschriften dem staunenden Betrachter präsentieren. Tumorgeschwulste leuchten da auf einmal rot, Blutplättchen schimmern bläulich, Lymphozyten erstrahlen in Ockergelb. Ist also alles nur noch eine Frage der Software – aber keine der Ehre mehr? (DIE ZEIT, 02.10.1997)

Gemäß den Wörterbucheinträgen kommt z. B. *rosa* nie adverbiale Funktion (z. B. in Form eines Modaladverbials) zu. Trotzdem gibt es Fälle, in denen das Farbwort in Verbindung mit verschiedenen Verben auftritt. In meisten Beispielen lassen sich die jeweiligen Farbadjektive am ehesten als prädikative Attribute klassifizieren, die nicht vom Kasusrahmen des umgebenden Satzes gefordert sind und sich auf das Subjekt oder das Akkusativobjekt des Satzes beziehen können (vgl.Helbig/Buscha 2001: 464). Im Slowakischen zeichnet sich innere Wortbildung formal dadurch aus, dass der Worartenwechsel (Propositonalkonstruktionen=>Adverbien) primär durch propositionale adverbialle Konstruktion gekennzeichnet ist, im Prinzip ist dies auch monolexematisch und mit oder ohne Morphemwandel möglich, z.B. do *žlta – dožlta ´*gelblich´, *do červena – dočervena ´*rötlich´ (siehe Beispiele Nr. 19, 20).

(19) Všetky izby sú aj spolu s kúpeľňou ladené dožlta, a tak sa odčleňujú od celkového interiéru i farebne.

(´Alle Zimmer und das Bad werden aufeinander gelblich abgestimmt, und´ …) (Pekne byvanie, 18.7.2007)

(20) *Kvety rozkvitajú v máji a kvitnú až do konca júna. Na jeseň sa zafarbujú do žlta až hnedočervena. (...* ´Im Herbst färben sie (Blumen) sich gelblich bis braunrötlich´.) (Stavebnictvo a byvanie, 10/11, 2009).

Aufgrund der Wortartenanalyse der Farbwörter im Deutschen und Slowakischen kann man bestätigen, dass *basic color terms* im Deutschen und auch im Slowakischen näher an referentiellen Vorstellungen liegen als andere Adjektive, weil sie in vielen Wortarten durch verschiedene formale Modifikationen integriert werden – auch wenn im Slowakischen Farbwörter als Wortarten wesentlich schwerer zu definieren sind als im Deutschen, weil viele (wenn auch keinesfalls alle) Lexeme in verschiedenen semantischen Beziehungen vorkommen können (z.B. *červená* relational oder referentiell). Dagegen sind deutsche Wortarten gut beschreibbar, da lediglich wenige Lexeme regelmäßig mehrere Gebrauchsweisen zeigen und die Methoden der Konversion nicht vereinheitlicht sind.

Im Fall der prototypischen Effekte stehen die Farbbezeichnungen primär als Adjektive (funktional als Relatoren) für relativ konstante, prototypische Farberscheinungen, die einen hohen Vertrautheitsgrad besitzen. Zusammenfassend kann man sagen, dass sich bei den Analysen zu primären BCTs (Weiß, Schwarz, Rot, Gelb, Grün, Blau) viel häufiger prototypische Effekte ergeben als in Bezug auf sekundäre BCTs (Braun, Grau, Violett, Rosa, Orange). Bei Farbbezeichnungen wird von den Tendenzen zu Universalien gesprochen. Einerseits ist die menschliche Wahrnehmung scheinbar auf die Fokalfarben ausgerichtet. Andererseits wird der Mensch genau mit diesen Farben am häufigsten konfrontiert und insbesondere die Aufmerksamkeit spielt bei diesen eine entscheidende Rolle. Durch diesen kognitiven Prozess werden aus der Menge der Umgebungsreize die situativ relevanten Reize ausgewählt. Die Unterscheidung bestimmter Farben kann man als routinierte Verarbeitung von Wahrnehmungsreizen beschreiben, worauf die nicht-sprachlichen wie auch sprachlichen Kategorisierungsprozesse zurückwirken. Im Folgenden stellen diese kategorisierenden Wahrnehmungsprozesse wiederum die Grundlage für die sprachliche Wahrnehmungsverarbeitung und damit auch für die Erklärung der im kognitiven Prozess gewonnenen empirischen Daten dar.

5 Zusammenfassung

Durch Farbbezeichnungen als referentielle Ausdrücke im Deutschen und Slowakischen, und ebenso als ein Bestandteil der Nominalphrase, können andere Ausdrücke näher determiniert werden. Die referentiellen Farbausdrücke (das Blau, das Rot usw.) als meronyme Ausdrücke sind im Slowakischen und Deutschen ´autonom´ verarbeitet und bilden aus der kognitiven Sicht zeitstabile, ´permanente´ Vorstellungen der Ereignisvorstellungen von diesen Farbbezeichnungen („Rot=sein“, „Blau=sein“, usw.). Eine entscheidende Rolle bei der Attribuierung (oder Determinierung) der nominalen Farbausdrücke spielen ebenso die Farbkonzepte, die die referentiellen Farbausdrücke repräsentieren. Die Semantik des zugeordneten Farbnomens (referentiellen Farbausdruck) determinieren die attributiven Adjektive als Qualitäten ausdrückende Dimensionsadjektive, woraus folgt, dass sie mit der Semantik des Nomens kompatibel sein müssen. Die Bedeutung von attributiven Adjektiven ist sehr eng mit der Bedeutung von Nomen verbunden und dieser Zusammenhang muss stets eine semantische Beschreibung systematisch erfassen und aufzeigen, welcher Typ von Eigenschaften mit welchen Typen von Bezugswörtern in Verbindung gebracht werden kann. Die attributiven Adjektive sind eng mit ihrem semantischen Kontext enthaltenden Beschreibung verbunden, der feststellt, welche Kategorien von

Bezugswörtern grundsätzlich für Verknüpfungen infrage kommen. Die durch Adjektive ausgedrückten Eigenschaften können im Folgenden in einzelne Eigenschaftsklassen von Gegenstandsvorstellungen und Ereignisvorstellungen (Eigenschaften in kognitiver Sicht) eingeteilt werden, die miteinander korrespondieren.

Literaturverzeichnis

Abramov, Israel (1997): Physiological mechanism of color vision. In: Hardin& Maffi (eds.): *Color categories in thought and language*. 89-117 Cambridge: University Press.

Altmann, Hans (1999): Zur Semantik der Farbadjektiva im Deutschen. In: *Grippe, Kamm und Eulenspiegel*. Festschrift für Elmar Seebold zum 65. Geburtstag. Berlin/New York, 1–21.

Berlin, Brent; Kay, Paul (1969): *Basic color terms. Their universality and evolution*. Berkeley-Los Angeles: University of California Press.

Bernhart, Toni (2001): Adfection derer Cörper. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Birrer, Sybille; Niederhauser, Jürg (1995*)*: *Gelb, jaune, giallo*. Bern: PPT Museum.

Bredel, Ursula; Günther, Hartmut (2000): Quer über das Feld ds Kopfadjunkt. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 19, 1, 103–110.

Coleman, L./Kay, Paul (1981): Prototype Semantics: the English Word LIE. *Language* 57, 26–44.

Eichinger, Ludwig M. (2000): *Deutsche Wortbildung: Eine Einführung*. Gunter Narr Verlag,

Gallman, Peter (1999): Wortbegriff und Nomen-Verb-Verbindungen. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*. 18, 2, 269–304.

Gerdts, Donna B. (1998): Incorporation. In: Spencer/Zwicky: *The Handbook of Morphology*. Oxford: Blackwell. 84–100.

Goldstein, E. Bruce (1997): *Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung*. Heidelberg: Spektrum

Jackendoff, Ray (1983): *Semantics and Cognition*. Cambridge/London: MIT Press.

Kay, Paul; McDaniel, Chad K. (1978): The linguistic significance of the meaning of basic color terms. *Language* 54, 3: 610-646.

Kleiber, Georges (1998): *Prototypensemantik*. Eine Einführung. Tübingen: Gunter Narr.

Lakoff, George (1987): *Woman, Fire and Dangerous Things*. *What Categories reveal about the Mind*. Chicago/London: University of Chicago Press.

Lakoff, George (2004): *Don't Think of an Elephant!* Chelsea: Green Publishing.

Lexikon der Sprachwissenschaft. Bussmann, Hadumod (Hrsg.). 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner 2002.

MacLaury, Robert (1999): Basic color terms: twenty five years later. In: *The language of color in the Mediterranean*. Edited by Borg: 1–37. Stockholm: Acta Universitatis Stockholmensis 16.

Posner, Roland (1980): Ikonismus in der Syntax. Zur natürlichen Stellung der Attribute. In: *Zeitschrift für Semiotik*. 2, 57–82.

Rosch (Heider) Eleanor (1973): On the Internal Structure of Perceptual and Semantic Categories. In: Timothy E. Moor: *Cognitive Development and the Acquisition of Language*. New York: Academic Press, 111–114.

Rosch (Heider) Eleanor (1976): Natural Categories. *Cognitive Psychology*, Vol.4, No.3, 328–350.

Searle, J. R. (1979): *Expression and Meaning: Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.

Schwarz, Monika (1992): *Einführung in die kognitive Linguistik*. Tübingen: Francke.

Schwarze, Christoph (1985): *Handbuch der Lexikologie*. Bodenheim: Athäneum.

Schulze, Wolfgang (2005): Towards a History of Udi. In: International Journal of Diachronic Linguistics 1, 55–91.

Schulze, Wolfgang (2009): Einfalt (in) der Vielfalt. In: Slowakische Zeitschrift für Germanistik 2, 11–41.

Schulze, Wolfgang (2010): Grammatische Relationen. Eine Einführung in die Grundlagen. http://schulzewolfgang.de/material/gramrel.pdf (10.3.2014).

Taylor, J. R. (2002): *Cognitive Grammar*. Oxford: Oxford University Press.

Vogel, Maria (1996): *Wortarten und Wortkartenwechsel: Zur Konversion und verwandten Erscheinungen im Deutschen und in anderen Sprachen*. New York : De Gruyter.

Wierzbicka, Anna (1996): *Semantic – Primes and Universals*. Oxford: University Press.

SNK = http://korpus.juls.savba.sk/ Slovenský národný korpus
DWDS = http://www.dwds.de/ Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts

Annotation

Conceptualization of Colors and their Reflextion in Color Terms in German and Slovak Language (Cognitive-semantic View)

Janka Šuchová

This article highlights basic color terms which are unseparable part of vocabulary in every natural language. The objektive of the work is to study color terms from a comparative viewpoint and to study the position of basic color terms on the cognitive – semantic level of compared languages. It also involves defining of color as existential phenomenon of human perception from physiological and physical viewpoint, defining of basic color terms, designation of perceived (colored) stimulus from cognitive viewpoint, mutual relations among individual color terms, their position in the use of language and determination of convergence and divergence among compared languages in the examined field of color terms.

Keywords: conceptualization, cognition, semantic, basic color terms, refernce, relation

Valenz in der Phraseologie am Beispiel der Phraseologismen mit der Komponente „Herz“

Anna Gondek, Joanna Szczęk

In der Phraseologieforschung gelten Phraseologismen als solche Einheiten, die an den jeweiligen Kontext angeschlossen werden müssen, da sie „offene Stellen“ enthalten, die ergänzt werden müssen. Sie sind also keine fertigen Sätze oder Texte und bedürfen eines Anschlusses an den Kontext (vgl. Fleischer 1997: 80ff. und 1994: 155–172). Das betrifft v.a. verbale Phraseologismen, d.h. solche, die ein Verb[1] in ihrer Struktur beinhalten und somit wie ein Verb in der Sprachgemeinschaft gebraucht werden (vgl. Sternkopf 1992). Das Verb gilt aber immerhin als strukturelles Zentrum des Satzes und ihm kommt die Rolle zu, den gesamten Satz zu organisieren.

In unserem Beitrag werden ausgewählte verbale Phraseologismen mit der Komponente „Herz“ im Lichte der Valenztheorie untersucht, denn „bei den verbalen Phraseologismen ist die Valenzproblematik ausführlicher darzustellen.“ (Fleischer, Helbig, Lerchner 2001: 132). Wir konzentrieren uns ausschließlich auf die syntaktische Valenz. Unser Anliegen ist, eventuelle Unterschiede zwischen der Valenzstruktur der Verben innerhalb der gewählten Phraseologismen und deren Valenzstruktur im freien Gebrauch zu zeigen. Es wird dabei zwischen der sog. „konstruktionsinternen“ (inneren) und der konstruktionsexternen (äußeren) Valenz unterschieden.

Die Grundlage für die Zusammenstellung des Korpus bildet die Definition des Phraseologismus nach Fleischer, nach dem unter Phraseologismen solche sprachlichen Wortverbindungen zu verstehen sind, die folgende Kriterien erfüllen: Idiomatizität[2], Stabilität[3], Lexikalisierung[4] und Reproduzierbarkeit[5] (1997: 72). Als formales Merkmal wird die Mehrgliedrigkeit hinzugefügt. Die Phraseologie wird dabei als: „Bestand (Inventar) von Phraseologismen in einer bestimmten Einzelsprache“ (Fleischer 1997: 3)[6] verstanden.

---

[1] Mit einem Infinitiv oder Finitum in der Nennform.

[2] In der Forschungsliteratur wird sie auch Metaphorizität, Übertragung der Bedeutung, semantische Festigkeit oder Unmotiviertheit genannt. Man versteht darunter: „die Umdeutung, semantische Transformation, welche die Komponenten im Phrasem erfahren“ (Palm 1995: 9) oder „das Fehlen eines derivationell-semantischen Zusammenhangs zwischen dem semantischen Äquivalent eines Gliedes des Verbandes und den anderen Bedeutungen desselben Wortes. Die Feststellung der Idiomatizität erfolgt durch den Vergleich wendungsinterner und wendungsexterner Bedeutung der Komponenten“ (Fleischer 1997: 35).

[3] Sie bezieht auf folgende Aspekte: Gebräuchlichkeit, die auf die Kenntnis und den Gebrauch in der ganzen Sprachgemeinschaft bezogen wird, wobei oft Schwierigkeiten auftreten; Psycholinguistische Festigkeit, die mit dem Vorhandensein des Phraseologismus im mentalen Lexikon der Sprache und der Reproduzierbarkeit zusammenhängt; Strukturelle Festigkeit, die mit den eingeschränkten Kombinationsmöglichkeiten der phraseologischen Komponenten verbunden ist; Pragmatische Festigkeit, die den Gebrauch von Phraseologismen an bestimmte Kommunikationssituationen bindet; (Burger 1998: 16ff.).

[4] Es ist „die Umwandlung eines sprachlichen Elements in ein festes lexikalisches Element der Sprache mit ganzheitlicher, idiomatischer Bedeutung“ (Günther 1998: 77).

[5] „Die Phraseologismen werden nicht mehr nach einem syntaktischen Strukturmodell in der Äußerung produziert, sondern als fertige lexikalische Einheiten reproduziert“ (Fleischer 1997: 61ff.).

[6] Für die Zwecke der vorliegenden Analyse wird von der Konzeption der Phraseologie im weiteren Sinne ausgegangen, vgl. Burger (1998: 14) und Fleischer (1997: 72f.).

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet das Kriterium der phraseologischen Stabilität, das besagt, dass „dem Austausch der phraseologischen Komponenten in der Regel weit engere Grenzen gesetzt sind, als in einer freien syntaktischen Wortverbindung .(…) Die Gesamtbedeutung des Phraseologismus ist an die Kombination einzelner konkreter lexikalischer Elemente und ihrer konkreten Umdeutung gebunden und hat in dieser Hinsicht keinen Modellcharakter“ (Fleischer 1997: 36), denn „Für die Wahrung der Identität bzw. ihre Sprengung sind die Veränderungen auf der Ausdrucks- und auf der Inhaltsebene bzw. das Verhältnis dieser Veränderungen der beiden Ebenen von Bedeutung“. (Eckert: 1982: 10ff.).

Es sei jedoch anzumerken, dass „die detaillierte Untersuchung phraseologischer Einheiten in ihrem Verwendungskontext die lange existierenden Vorstellungen von der Stabilität und Invarianz der Phraseologismen und von der Begrenztheit ihrer syntaktischen Beziehungen relativiert“ (Pankratova 1983: 278).

1 Valenz – Theoretische Bemerkungen

Unter Valenz versteht man „die Fähigkeit eines Wortes ‚Leerstellen‘ um sich zu eröffnen, damit Vorkommensbedingungen zu setzen.“ (Engel et al. 2000: 26). Es handelt sich also um die sog. „Wertigkeit“, die v.a. auf das Verb bezogen wird, da „das Verb (…) nur dann zum Bestandteil eines inhaltlich kohärenten und grammatisch korrekten Satzes wird, wenn in seiner Umgebung Wörter mit bestimmter Bedeutung und bestimmten grammatikalischen Eigenschaften erscheinen.“ (Morciniec, Cirko, Ziobro 1995: 8).

Es werden verschiedene Arten der Valenz unterschieden:

- **Syntaktische Valenz**, die dafür „sorgt“, dass Grammatikalität eines Satzes aufrechterhalten wird; sie bezieht sich nicht nur auf die Verben, sondern auch auf alle Wörter mit prädikativer Funktion[7]. Dies geschieht dadurch, dass der Valenzträger in einem Satz zum Regens wird, das die syntaktische Umgebung um sich herum konstituiert. Es ist zugleich das Element, von dem ein anderes Element innerhalb eines bestimmten Satzes determiniert wird. (vgl. Latour 1982: 140). Die vom Regens „gewählten“ Dependentien (Ergänzungen und Angaben) lassen einen grammatisch korrekten Satz entstehen.
- **Semantische Valenz**, der die Aufgabe zukommt, für die grammatische Korrektheit zwischen den semantischen Relationen sprachlicher Zeichen zu sorgen. Es handelt sich dabei um die semantisch begründete Fähigkeit eines Lexems, durch Argumentstellen bestimmte semantische Partner zu fordern (vgl. Fleischer, Helbig, Lerchner 2001: 89). Es geht also darum, dass die Konstituenten eines Satzes der inhaltlich sinnvollen Übereinstimmung nach kombiniert werden müssen. Es muss aber beachtet werden, dass „diese semantische Potenz einmal bei den Wortarten und zum anderen bei semantischen Gruppen unterschiedlich ausgebildet ist.“ (ebd.) Hinzu kommt noch die Tatsache, dass jedes Wort mit anderen lexikalischen Einheiten paradigmatisch zu thematischen Gruppen verbunden ist und eine bestimmte semantische Nachbarschaft aufbaut (vgl. Schippan 1972: 83 und Fix 1976: 3).
- **Logische Valenz**, deren Wurzeln auf die moderne Prädikatenlogik zurückgehen: „Das Verhältnis zwischen Valenzträger (Verb) und Ergänzung entspricht demnach dem logischen Verhältnis von Prädikat und Argument. Ein Prädikat ist einstellig bis n-

[7] „Vom Verb aus wurde der Valenzbegriff auch auf andere Wortarten angewandt, insbesondere auf Adjektive und auf von Verben oder Adjektiven abgeleitete Substantive, aber auch auf Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen.“ (Glück 2000: 767).

stellig. Es hat entsprechend l…n Argumente, für die es entsprechende Leerstelle gibt.“ (Glück 2000: 768).

- **Pragmatische Valenz**, im Rahmen deren das Verhältnis zwischen sprachlichen Zeichen und den Benutzern von Zeichen untersucht wird. Sie umfasst die Realisierung der Valenz auf der kommunikativen Ebene. Dabei wird die pragmatische Valenz als Bindeglied zwischen Sprachsystem und Text verstanden, wobei im Unterschied zum traditionellen Valenzkonzept die Einzelsätze nicht als abgeschlossene Einheiten, sondern als Teile des Textes interpretiert werden (Nikula 1986: 268).

2 Valenz in der Phraseologie

„Charakteristisch für die neuere Phraseologieforschung ist einerseits die Betrachtung von Systembeziehungen im Bereich der Phraseologismen verschiedener Sprachen und andererseits das intensive Bemühen um eine Klärung der Beziehungen zwischen der Phraseologie und den Systemen der Lexik, Semantik und Wortbildung dieser Sprachen.“ (Pankratova 1983: 277). Den Valenzanalysen am Beispiel der phraseologischen Einheiten wird geringere Aufmerksamkeit gewidmet und sie waren lange nicht die Kernproblematik phraseologischer Arbeiten (vgl. Hessky 1988: 139). „Etwa seit Anfang der 70er Jahre gibt es Darlegungen zur Valenz deutscher Verbidiome, wobei vor allem versucht wird, die Idiome auf der Basis der Anzahl der Ergänzungen in Gruppen einzuordnen (…). Im Hinblick auf Form und Inhalt der Ergänzungen werden Verbidiome in Kolde (1979), Pankratova (1983), B. Wotjak (1985), G. Wotjak (1986) betrachtet, ebenso werden in Fix (1976) und B. Wotjak (1985, 1986) idiombezogene Strukturmodelle erarbeitet. Neben diesen mehr oder weniger generellen Gesichtspunkten sind spezifische Fragen wie konstruktionsinterne bzw. -externe Valenz (Fleischer 1982) sowie Valenz des Verbs im freien Gebrauch und im Idiom (Torzova 1983) besprochen worden.“ (Korhonen 1995: 95).

Im Falle der Valenzbestimmung der verbalen Phraseologismen muss der Unterschied zwischen den phraseologisch gebundenen und den im freien Gebrauch verwendeten Verben gemacht werden. Dies ergibt sich nämlich aus den Eigenschaften des Phraseologismus: Mehrgliedrigkeit, Lexikalisierung, Stabilität und Idiomatizität, die den Phraseologismus geradezu mit dem Wort parallelisieren lassen.

Ein verbaler Phraseologismus hat eine Mehr-Wort-Struktur, in der er syntaktisch-semantisch konstant bleibt, und bildet zugleich einen festen inhaltlich-begrifflichen Bestandteil der Sprache. Demzufolge muss es zwischen der konstruktionsinternen (inneren) und der konstruktionsexternen (äußeren) Valenz jenes Phraseologismus unterschieden werden. Die externe und interne Valenz sind speziell phraseologisch erzeugte valenztheoriebezogene Begriffe.

2.1 Zur externen Valenz der Phraseologismen

Die konstruktionsexterne Valenz bezieht sich auf das Verhältnis des verbalen Phraseologismus als syntaktischer Funktionseinheit innerhalb der Satzkonstruktion (vgl. Fleischer 1982: 164). Es geht dabei um syntaktisch-semantische Regularitäten des verbalen Phraseolexems als lexikalischer Funktionseinheit, die zwischen ihm als Satzglied und den restlichen Satzgliedern der ganzen Satzkonstruktion bestehen. Das ist die Folge der Feststellung, dass „der Phraseologismus, der ein Verb enthält, – wie Verben außerhalb von festen Syntagmen – eine Valenz hat, d.h. er eröffnet bestimmte obligatorische (und ev. fakultative) syntaktische

Leerstellen um sich, die in den Grenzen des semantisch Möglichen mit beliebigen Wörtern der entsprechenden Wortart aufgefüllt („aktualisiert“) werden können.“ (Burger 1998: 21).

Im Hinblick auf die Satzbildungsfähigkeit der deutschen verbalen Phraseologismen variiert die Zahl der Leerstellen einer bestimmten Wortverbindung zwischen Null und Drei (vgl. Hessky 1988: 142f.).

2.2 Zur inneren Valenz der Phraseologismen

Die innere (oder interne[8]) Valenz bezieht sich auf das Verhältnis der phraseologischen Komponenten zueinander, also auf diejenigen Satzglieder eines verbalen Phraseologismus, die im Lexikalisierungsprozess mit ihm zusammen starr zu einer syntaktisch-semantischen Einheit geworden sind. Oft handelt es sich dabei um solche Fälle, wenn die Funktion des Verbs als Regens, das das bestimmte feste Syntagma organisiert, in der phraseologisierten stabilisierten Einheit unverändert oder eingeschränkt bzw. aufgehoben wird (vgl. Hessky 1988: 142). Aus dem Grunde ist die Valenz der Verben innerhalb der festen Wortverbindung nicht immer mit deren Valenz in der freien Anwendung konform.

3 Analyse des Materials

Im Folgenden werden in Bezug auf die Valenztheorie die Phraseologismen untersucht, deren obligatorische Komponente Lexem „Herz“ ist.

3.1 Externe Valenz

Phraseologismen sind erstarrte Einheiten, die im Kommunikationsprozess als Wörter gebraucht werden. Daraus ergibt sich ihre Eigenschaft der externen Valenz. Sie können, verhältnismäßig zu anderen sprachlichen Zeichen, ihre Umgebung organisieren, indem sie eine bestimmte Anzahl der Ergänzungen verlangen. Im gesammelten Korpus wurden folgende Gruppen der Phraseologismen unterschieden:

Anzahl der Ergänzungen	Art der Ergänzungen	Beispiele
avalent	-	*die Herzen aller schlagen höher.*
monovalent	E_{sub}	*seinem Herzen Luft machen, seinem Herzen einen Stoß geben, sein Herz in die Hand nehmen, sein Herz erleichtern, sich ein Herz fassen, das Herz auf dem rechten Fleck haben, das Herz auf der Zunge tragen, ein Herz von Stein haben, ein enges Herz haben, ein goldenes Herz haben, ein hartes Herz haben, ein kaltes Herz haben, ein steinernes Herz haben, ein stolzes Herz haben, ein warmes Herz haben, ein weites Herz haben, ein weiches Herz haben, viel Herz haben, aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, nach seinem Herzen*

[8] „die Komponenten des Phraseologismus [sind] bereits in bestimmter und nicht austauschbarer Form aktualisiert (...).” Burger (1998: 21).

		handeln, von Herzen kommen, an gebrochenem Herzen sterben, jds. Herz / alle Herzen im Sturm erobern, ein Herz und eine Seele sein;
	E_{dat}	*das Herz hüpft jdm. vor Freude, das Herz dreht sich jdm. im Leibe um, das Herz schnürt sich jdm. zusammen, das Herz steht jdm. still, jdm. blutet das Herz, jdm. geht das Herz auf, jdm. lacht das Herz im Leibe, jdm. fällt das Herz in die Hosen, jdm. rutscht das Herz in die Stiefel, alle Herzen fliegen jdm. zu, die Herzen aller schlagen jdm. entgegen, der Kummer frisst jdm. am Herzen, jdm. ist/wird leicht/schwer ums Herz, jdm. ist ein Stein vom Herzen gefallen;*
divalent	$E_{sub} + E_{dat}$	*jdm. das Herz ausschütten, jdm. das Herz brechen, jdm. das Herz zerreißen, jdm. das Herz schwer machen, jdm. das Herz entzünden, jdm. das Herz verstricken; jdm. sein Herz öffnen, jdm. sein Herz schenken, jdm. am Herzen liegen, jdm. an Herz rühren, jdm. ans Herz gewachsen sein, jdm. ins Herz sehen, jdm. zu Herz gehen, jdm. einen Stich ins Herz geben, jdm. vom Herzen danken, reden, wie es jdm. ums Herz ist, jdm. / jdn.. ins Herz schneiden, etw. greift jdm. ans Herz;*
	$E_{sub} + E_{akk}$	*etw. im Herzen bewegen, etw. auf dem Herzen haben, etw. nicht übers Herz bringen, etw. / jdn. unter dem Herzen tragen, sich etw. aus dem Herzen reißen, sich etw. zu Herz nehmen, jdn. auf Herz und Nieren prüfen, jdn. ins Herz treffen, jdn. ins Herz schließen, jdn. im Herzen tragen, jdn. an sein Herz drücken, jdn. von ganzem Herzen lieben, ,*
	$E_{sub} + E_{präp}$	*sein Herz hingeben für jdn., sein Herz an jdm. verlieren, kein / ein Herz für jdn. / etw. haben, mit ganzem Herzen bei etw. sein, nicht das Herz haben zu etw. / jdm.;*
trivalent	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$	*jdm. etw. ans Herz legen;*

Tabelle 1

Wie es der Zusammenstellung zu entnehmen ist, sind die meisten analysierten Phraseologismen monovalent. Die häufigsten Ergänzungen sind Subjektergänzung und Dativergänzung. Im Korpus kommt nur ein Phraseologismus vor, der trivalent ist. Das Vorkommen bestimmter Arten von Ergänzungen und die Wertigkeit der Verben im Konstituentenbestand der Phraseologismen hängen eng mit den Merkmalen der Phraseologismen: der Lexikalisierung und der Mehrgliedrigkeit zusammen. Die Mehrheit der Leerstellen ist im Laufe des Lexikalisierungsprozesses dauerhaft durch bestimmte und dann nicht mehr austauschbare Glieder belegt worden.

Die externe Valenz kann man auch mit der syntaktischen Verbvalenz vergleichen. Die Valenzträger sind dabei allerdings Konstituenten des jeweiligen Phraseologismus, die als eine selbständige sprachliche Einheit zu betrachten sind.

In diesem Kontext kann in Bezug auf die untersuchte Gruppe der Phraseologismen auch angemerkt werden, dass die Valenzstruktur des Phraseologismus durch die Valenzstruktur des Verbs im freien Gebrauch einigermaßen vorgeprägt ist (vgl. hierzu auch Hessky 1988: 146), wobei aber einige Unterschiede zu bemerken sind. Sie beziehen sich v.a. auf die Phraseologismen, die zwei freie Stellen eröffnen, von denen die zweite eine Dativergänzung ist, z.B.: *jdm. das Herz zerreißen, jdm. ins Herz sehen.* Diese scheint im phraseologischen Gebrauch eine obligatorische Komponente zu sein, die ergänzt werden muss, damit man es mit einem Phraseologismus zu tun hat.[9] Im freien Gebrauch rückt sie dagegen eher in Richtung der sog. freien Dative.

3.2 Innere Valenz der Phraseologismen

Es wird davon ausgegangen, dass die Funktion des Verbs als Regens, das das bestimmte feste Syntagma – Phraseologismus organisiert, in der phraseologisierten stabilisierten Einheit unverändert beibehalten oder eingeschränkt bzw. aufgehoben werden kann.

Aus dieser Perspektive lassen sich die gesammelten Phraseologismen unter dem Blickwinkel der inneren Valenz in einige Gruppen aufteilen, die im Folgenden präsentiert werden.

Beispiel	Valenzmuster des Verbs	
	im freien Gebrauch[10]	im phraseologischen Gebrauch
jdm. das Herz ***abdrücken***	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$
jdm. das Herz ***brechen***	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$
etw. nicht übers Herz ***bringen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$
jdn. an sein Herz ***drücken***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$
sein Herz für jdn. ***entdecken***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$
sein Herz ***erleichtern***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk}$
sich ein Herz ***fassen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk}$
alle Herzen ***fliegen*** *jdm.* ***zu***	$E_{sub} + E_{dat}$	$E_{sub} + E_{dat}$
seinem Herzen einen Stoß ***geben***	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$
jdm. einen Stich ins Herz ***geben***	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk} + E_{dir}$
etw. greift jdm. ans Herz	$E_{sub} + E_{dat} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{präp}$
ein hartes/stolzes/usw. Herz ***haben***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk}$
vom Herzen ***kommen***	$E_{sub} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dir}$
aus seinem Herzen keine Mördergrube ***machen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$
sein Herz in die Hand ***nehmen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$
jdn. auf Herz und Nieren ***prüfen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$
reden*, wie es jdm. ums Herz ist*	$E_{sub} + E_{mod}$	$E_{sub} + E_{mod}$
sich etw. aus dem Herzen ***reißen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$
jdm. sein Herz ***schenken***	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{akk}$
die Herzen aller ***schlagen*** *jdm.* ***entgegen***	$E_{sub} + E_{dat}$	$E_{sub} + E_{dat}$

[9] Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass „die phraseologische Bedeutung – der semantische Aspekt dabei eine wichtige, modifizierende Rolle spielt.“ (Hessky 1988: 146).

[10] Die Valenzmuster der Verben im freien Gebrauch nach Cirko, Morciniec, Ziobro (1995) und E-VALBU (2012).

*jdn. ins Herz **schließen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$
*jdm./jdn. ins Herz **schneiden***	$E_{sub} + E_{dat}/E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dat}/E_{akk} + E_{dir}$
*ein Herz und eine Seele **sein***	$E_{sub} + E_{nom}$	$E_{sub} + E_{nom}$
*jds. Herzen nahe **stehen***	$E_{sub} + E_{sit}$	$E_{sub} + E_{sit}$
an gebrochenem Herzen sterben	$E_{sub} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{präp}$
*das Herz auf der Zunge **tragen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$
*jdn. im Herzen **tragen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$
*(ein Kind) unter dem Herzen **tragen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$
*jdn. ins Herz **treffen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$

Tabelle 2: Die Übereinstimmung der Verbvalenz im freien und im phraseologischen Gebrauch

Die Anzahl der Phraseologismen, in denen Muster der inneren Valenz mit denen der Verben im freien Gebrauch übereinstimmen ist überraschend hoch. Dies bestätigt zum Teil die von Torzova formulierte These, dass „die Valenzstellen des Phraseologismus mit denen des Verbs wie mit einer Matrix übereinstimmen. Das ist dadurch zu erklären, dass Phraseologismen (…) mit entsprechenden freien Wortgruppen genetisch verbunden sind.“ (1983: 284). Auf der anderen Seite muss aber eingeräumt werden, dass diese Übereinstimmung nur bestimmte Phraseologismen betrifft, bei denen der Idiomatisierungsprozess nicht so weit fortgeschritten ist und die ganzheitliche phraseologische Bedeutung die autonome Bedeutung der Konstituenten nicht so stark beeinflusst (vgl. hierzu Hessky 1988: 147).

Beispiel	Valenzmuster des Verbs	
	im freien Gebrauch[11]	im phraseologischen Gebrauch
*jdm. sein Herz **ausschütten***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*etw. im Herzen **bewegen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk+} E_{sit}$
*jdm. **blutet** das Herz*	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat}$
*jdm. von Herzen **danken***	$E_{sub} + E_{dat}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{mod}$
*das Herz **dreht** sich jdm. im Leibe **um***	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat} + E_{sit}$
*jdm. das Herz **entzünden***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*jdm. **fällt** das Herz in die Hosen*	$E_{sub} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{dir}$
*jds.Herz/alle Herzen im Sturm **erobern***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{mod}$
*der Kummer **frisst** jdm. am Herzen*	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{sit}$
*jdm. ist ein Stein vom Herzen **gefallen***	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat} + E_{dir}$
*jdm. zu Herzen **gehen***	$E_{sub} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{dir}$
*jdm. **geht** das Herz **auf***	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat}$
*jdm. ans Herz **gewachsen sein***	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat} + E_{dir}$
*das Herz auf dem rechten Fleck **haben***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$
*etw. auf dem Herzen **haben***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{sit}$
*nach seinem Herzen **handeln***	E_{sub}	$E_{sub} + E_{mod}$
*sein Herz **hingeben** für jdn.*	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$

[11] Die Valenzmuster der Verben im freien Gebrauch nach Cirko, Morciniec, Ziobro (1995) und E-VALBU (2012).

*das Herz **hüpft** jdm. vor Freude*	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat} + E_{kaus}$
*jdm. **lacht** das Herz im Leibe*	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat} + E_{sit}$
*jdm. etw. ans Herz **legen***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat} + E_{dir}$
*jdn. von ganzem Herzen **lieben***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{mod}$
*jdm. am Herzen **liegen***	$E_{sub} + E_{sit}$	$E_{sub} + E_{dat} + E_{sit}$
*seinem Herzen Luft **machen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*jdm. das Herz **schwer machen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*sich etw. zu Herzen **nehmen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dir}$
*jdm. sein Herz **öffnen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*jdm. ans Herz **rühren***	$E_{sub} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{präp} + E_{dat}$
*jdm. **rutscht** das Herz in die Stiefel*	$E_{sub} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dir} + E_{dat}$
*die Herzen aller **schlagen** höher*	E_{sub}	$E_{sub} + E_{sit} (E_{dir?})$
*das Herz **schnürt** sich jdm. **Zusammen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*jdm. ins Herz **sehen***	$E_{sub} + E_{dir}$	$E_{sub} + E_{dir} + E_{dat}$
*mit ganzem Herzen bei etw. **sein***	$E_{sub} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{mod} + E_{präp}$
*das Herz **steht** jdm. **still***	E_{sub}	$E_{sub} + E_{dat}$
*sein Herz an jdn. **verlieren***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$
*jdm. das Herz **verstricken***	$E_{sub} + E_{akk} + E_{präp}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$
*jdm. **ist/wird** leicht/schwer ums Herz*	$E_{dat} + E_{adj}$	$E_{dat} + E_{adj} + E_{sit}$
*jdm. das Herz **zerreißen***	$E_{sub} + E_{akk}$	$E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}$

Tabelle 3: Die Nichtübereinstimmung der Verbvalenz im freien und phraseologischen Gebrauch

Aus der Nichtübereistimmung zwischen der Valenz des Verbs in dem phraseologischen Gebrauch und der Valenz des frei gebrauchten Verbs folgt, dass es weder ein analoges freies Syntagma, noch ein nichtphraseologisches Homonym vorstellbar ist (vgl. Hessky 1988: 148). In diesem Sinne wird die Valenz der untersuchten Verben im phraseologischen Gebrauch um eine Komponente erweitert und daraus ergeben sich auch Unterschiede in der Valenz, die Folgendes betreffen:

1. das häufige Vorkommen einer zusätzlichen Situativergänzung lokalen Charakters, z.B.: *das Herz **auf dem rechten Fleck** haben;*
2. das Vorkommen einer Modalergänzung, z.B.: *jds.Herz / alle Herzen **im Sturm** erobern;*
3. die Existenz einer zusätzlichen Direktivergänzung, z.B.: *sich etw. **zu Herzen** nehmen* oder einer Präpositivergänzung, z.B.: *sein Herz **an jdn**. verlieren;*
4. das Vorkommen einer zusätzlichen Dativergänzung, die im außerphraseologischen Gebrauch nicht vorkommt, z.B.: ***jdm**. etw. ans Herz legen**, jdm**. am Herzen liegen, **jdm**. das Herz entzünden; s*ie sind ein besonderer Fall, da sie im freien Gebrauch den Status des sog. „freien Dativs“ haben. Korhonnen weist darauf hin, dass in diesen Fällen „der Dativ eine idiomabhängige Ergänzung [ist]. Er ist beim idiomatischen Gebrauch nicht in einen Genitiv oder ein Possessivpronomen transformierbar, sondern fungiert immer als ein selbständiges Satzglied (…). Der Dativ ist vom gesamten Valenzträger abhängig, nicht von einem Nomen wie beim nichtidiomatischen Gebrauch” (Korhonnen 1995: 97). Freie Dative sind „Achillesferse aller Valenztheorien“ (Cirko 1998: 145). Das Vorkommen und die Art eines bestimmten „freien“ Dativs gilt neben den morphologisch-syntaktischen Markierungen auch auf

der semantischen Ebene innerhalb eines Satzes zu bestimmen. Die semantischen Relationen zwischen den Konstituenten innerhalb einer bestimmten Wortverbindung sind im Wesentlichen eben phraseospezifisch.

5. das Vorhandensein einer phraseologisch gebundenen Präpositivergänzung im Bereich des Nomens; es handelt sich um Phraseologismen, in denen man es mit der Valenz der nicht verbalen Komponenten des Phraseologismus zu tun hat. Es sind folgende Einheiten: *nicht das Herz* ***haben*** *zu etw.* und *ein / kein Herz für jdn.* ***haben.*** In diesen Beispielen wird die nominale Komponente „Herz" durch eine Präpositivergänzung erweitert.
6. Im Falle des Phraseologismus *der Kummer* ***frisst*** *jdm. am Herzen* haben wir mit einer Reduktion der Akkusativergänzung mit gleichzeitiger Erweiterung um eine Dativ- und Situativergänzung zu tun.
7. Problematisch erscheint die Valenz des Phraseologismus *jdm. einen Stich ins Herz* ***geben,*** im E-VALBU finden wir E_{sub} + E_{akk} + E_{dat}/$E_{präp}$ im Sinne ‚jemand / etwas verabreicht jemandem / etwas' oder E_{sub} + E_{akk} + E_{dir} im Sinne ‚jemand bringt jemanden/etwas irgendwohin'; die obengenannte Valenz wird also nicht berücksichtigt. Im Duden taucht dagegen das Beispiel auf: *jdm. etw. in die Hand geben* (2001: 605), was dem phraseologischen Muster entspricht. Nach dem Satzmuster E_{sub} + E_{akk} + E_{dat} E_{dir} lassen sich unserer Meinung nach auch andere Sätze bilden, z.B.: *jm. gibt jdm. einen Schlag ins Gesicht/gegen den Hinterkopf / auf die Schläfe oder etwas Geld in die Tasche*.

4 Schlussfolgerungen

Die Valenzanalysen und selbst der Begriff der Valenz in der Phraseologie lassen viel übrig wünschen. Es ist umso mehr zu bedauern, da sie ein sehr interessantes und recht offenes Forschungsfeld ausmacht. Die Valenzmuster der Verben im freien Gebrauch sehen unter dem Blickwinkel der inneren und externen phraseologischen Valenz sehr unterschiedlich aus.

Die Komponente *Herz* besetzt in den untersuchten Phraseologismen verschiedene Leerstellen, kann als Subjekt, z.B.: ***das Herz*** *hüpft jdm. vor Freude, jdm. lacht* ***das Herz*** *im Leibe,* als Akkusativergänzung, z.B.: ***sein Herz*** *für jdn. entdecken,* *jdm.* ***das Herz*** *brechen*, als Dativergänzung, z.B.: ***seinem Herzen*** *Luft machen*, ***seinem Herzen*** *einen Stoß geben*, als Situativergänzung, z.B.: *etw.* ***im Herzen*** *bewegen,* *(ein Kind)* ***unter dem Herzen*** *tragen,* Direktivergänzung, z.B: *sich etw.* ***zu Herzen*** *nehmen, jdn.* ***an sein Herz*** *drücken,* Modalergänzung, z.B.: ***nach seinem Herzen*** *handeln*, *jdn.* ***von ganzem Herzen*** *lieben*.

An dem Korpus der von uns gewählten Phraseologismen lässt sich beobachten, dass die Phraseologisierung auch einen Einfluss auf die Valenz der in den Phraseologismen auftretenden Verben ausübt, da die Anzahl der Verben mit der phraseologisch modifizierten Valenz größer ist als dieser, deren Valenz im freien und im phraseologischen Gebrauch übereinstimmt.

Die Analyseergebnisse betreffen zwar einen kleinen Ausschnitt des Gesamtbestandes der Phraseologie, können aber unseres Erachtens als eine Tendenz gewertet werden. Und dabei eröffnet sich eine weitere Perspektive der Forschung, und zwar eine solche, welche die semantische Valenz betrifft, und insbesondere die Analyse der genauen Aktantenbesetzung durch die Komponenten des Phraseologismus.

Literaturverzeichnis

(a) Wörterbücher

Agricola, Erhardt (1992): Wörter und Wendungen. Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich: Duden.
Dornseiff, Franz (2000): Deutscher Wortschatz nach Sachgruppen. Wiesbaden: de Gruyter.
Duden (1992): Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich: Duden.
Duden (2001): Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich: Duden.
E-VALBU (2012): Das elektronische Valenzwörterbuch deutscher Verben. – In: http://hypermedia2.ids-mannheim.de/evalbu/index.html.
Friederich, Wolf (1976): Moderne deutsche Idiomatik. Alphabetisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen. München: hueber.
Röhrich, Lutz (1995): Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. 1-5. Freiburg – Basel – Wien: Herder.
Schemann, Hans (1989): Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten. Straelen: Klett.

(b) Sonstige Literatur

Burger, Harald (1998): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. – Berlin: Schmidt Erich Verlag.
Cirko, Lesław (1998): Probleme der beschreibenden Grammatik des Deutschen. – Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
Eckert, Rainer (1982): „Zum Problem der Identität phraseologischer Wendungen“. – In: Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte 95 Berlin 1982, 1–27.
Engel, Ulrich et al. (2000): Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. Warszawa: PWN.
Fix, Ulla (1979): „Zum Verhältnis von Syntax und Semantik im Wortgruppenlexem“. – In: Linguistische Studien 56. 1–l19.
Fleischer, Wolfgang (1994): Phraseologismus und Sprichwort: lexikalische Einheit und Text. – In: B. Sandig (eds.): Europhras 92. Tendenzen der Phraseologieforschung, Bochum, 155–172.
Fleischer, Wolfgang (1997): Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. – Tübingen: Niemeyer.
Fleischer, Wolfgang, Helbig, Gerhard, Lerchner Gotthard (2001): Kleine Enzyklopädie. Deutsche Sprache. – Frankfurt am Main: Peter Lang.
Glück, Helmut (2000): Metzler Lexikon Sprache. – Stuttgart – Weimar: Metzler.
Günther, Kurt (1998): Zur Begriffsfindung in der Phraseologie: die Termini: Lexem, Phrasem, Textem, Phraseolexem. – In: W. Eismann (eds.): Europhras 95. Europäische Phraseologie im Vergleich. Gemeinsames Erbe und kulturelle Vielfalt. – Bochum: Studienverlag Dr. Norbert Brockmeyer, 283–293.
Hessky, Regina (1988): Verbale Phraseologismen: valenzkonform oder nicht? – In: P. Mrazovi´c, W. Teubert, (eds.): Valenzen im Kontrast. U. Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg: Groos, 139–149.
Kolde, Gottfried (1979): Zur Valenz fester verbaler Syntagmen. – In: M. Stern, K. Pestalozzi, H. Löffler, H. Rupp (eds.): Standard und Dialekt. Studien zur gesprochenen und geschriebenen Sprache. Festschrift für H. Rupp. – München: Francke, 73–88.
Korhonen, Jarmo (1995): Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen. Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer.
Latour, Bernd (1982): Verbvalenz. Eine Einführung in die dependentielle Satzanalyse des Deutschen. – München: Max Hueber.
Morciniec, Norbert, Cirko, Lesław, Ziobro, Zbigniew (1995): Słownik walencyjny czasowników niemieckich i polskich. – Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
Nikula, Henrik (1986): „Valenz und Text“. – Deutsch als Fremdsprache 23:5, 263–268.
Sternkopf, Jochen (1992): „Valenz in der Phraseologie? Ein Diskussionsbeitrag“. – In: DaF 1992, 4, 221–224.
Palm, Christine (1995): Phraseologie. Eine Einführung. – Tübingen: Narr.
Pankratova, Swetlana, M. (1983): „Die Valenz somatischer Phraseologismen und ihre Bedeutung für den Fremdsprachenunterricht“. – In: DaF 1983, 277–282.

Schippan, Thea (1972): Einführung in die Semasiologie. – Leipzig: Leipzig Bibliographisches Institut.
Sommerfeldt, Karl-Ernst, Schreiber, Herbert (1977): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Substantive. – Leipzig: Enzyklopädie.
Torzova, Marina, V. (1983): „Zur Valenz der Phraseologismen“. – In: DaF 1983, 283–286.
Wotjak, Barbara (1985): Zu Inhalts- und Ausdrucksstruktur ausgewählter somatischer Phraseolexeme. – In: DaF 4, 216–223.
Wotjak, Barbara (1986): „Zu einer integrativen Mehrebenenbeschreibung von Phraseologismen“. – In: DaF, 326–331.
Wotjak, Gerd (1986): „Zu den Interrelationen von Bedeutung, Mitteilungsgehalt, kommunikativem Sinn und kommunikativem Wert“. – In: Übersetzungswissenschaftliche Beiträge, IX. Leipzig: Enzyklopädie, 67–127.

Annotation

Valency in phraseology on the example of set phrases with the component “heart”

Anna Gondek, Joanna Szczęk

In this article we analyze German set phrases with the component „heart”. Our goal is to investigate the syntactic valency of collected phrases and to compare the valency models of verbs which are components of set phrases in free and idiomatic usage. We concentrate on the analysis of internal and external valency. An analysis conducted in this manner enables discovering additional valency models of verbs which are stable elements of set phrases.

Keywords: valency, phraseology, set phrases.

„Du mußt dein Leben ändern" – aber nur um den Preis eigenes Todes (Zur ästhetischen Erfahrung bei T. W. Adorno mit Exkurs zu R. M. Rilke)

Peter Brezňan

Einführung: Kunstwerk bei Adorno – zugleich lebendig und tödlich

Eines der Kapitel Adornos vielschichtiger *Ästhetischer Theorie*[1] beginnt mit der folgenden Reflexion der ästhetischen Erfahrung: „Dass die Erfahrung von Kunstwerken adäquat nur als lebendige sei, sagt mehr als etwas über die Beziehung von Betrachtendem und Betrachtetem, über die psychologische Kathexis als Bedingung ästhetischer Wahrnehmung. Lebendig ist ästhetische Erfahrung vom Objekt her, in dem Augenblick, in dem die Kunstwerke unter ihrem Blick selbst lebendig werden. [...] Durch betrachtende Versenkung wird der immanente Prozesscharakter des Gebildes entbunden. Indem es spricht, wird es zu einem in sich Bewegten."[2] Diese Sätze entwerfen, was sozusagen am Anfang der ästhetischen Erfahrung geschieht und verraten auch etwas davon, was die ästhetische Erfahrung einhalten sollte. Versuche ich diese Worte zu bedenken, tritt eine Sache ganz deutlich hervor: Das Werk wird „lebendig", dieses „neues Leben" erweckt, ruft der erfahrende Blick hervor, der Blick belebt das Werk. Auf der anderen Seite kann man hier auch etwas anderes erahnen: Als ob gerade dieses „neues Leben" dazu notwendig wäre, dass selbst die Erfahrung „lebendig" wird. Wir können ein bisschen naiv fragen: Belebt mich, den Betrachtenden, das belebte, lebendige Werk irgendwie zurück? Bin ich eigentlich nicht lebendig? Brauche ich belebt zu werden?

Als würde der Text bestimmte gegenseitige Bedingtheit, Abhängigkeit andeuten: Lebendigkeit der ästhetischen Erfahrung bewirkt das lebendige Werk, das wieder ausschließlich von ihrem Blick belebt wird. Es ist ein Kreis, eine Schleife, aus der man nicht entkommen kann. Und weiter, gerade um diese lebendige, verschlungene Erfahrung handelt es sich eigentlich, sie kann das Werk „adäquat" erkennen. Verfolgen wir weiter Adornos Text, geht diese verschlungene Erfahrung in die „betrachtende Versenkung" über. Sie bringt das Entbinden vom immanenten Prozesscharakter mit. In der „Versenkung" entblößt sich, zeigt sich innere Bewegtheit des Werks. In diesem Moment spricht das Werk. In diesem Moment lebt es. Es entsteht hier eine enge Verbindung des immanenten Prozesscharakters mit der Sprache der Werke und mit ihrer Lebendigkeit.[3] Vielleicht könnten wir nach der Art dieser Lebendigkeit, dieser Sprache

---

[1] Das Buch enthält eigentlich keine Kapitel. Es kann von einer Reihe der Themenkreise, von denen jeder mehrere Essays zusammenstellt, gesprochen werden. Der Ausdruck „Kapitel" ist darum als ein Hilfsmittel zu verstehen.

[2] T.W. Adorno: Ästhetische Theorie; Gesammelte Schriften – Band 7. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003: 262. Weiter im Text wird aus dieser Ausgabe mit Nachweis „ÄT" und Angabe der Seitenzahl hinter dem Zitat zitiert.

[3] Dies bestätigt Adorno selbst, wenn er schreibt: „Lebendig sind sie [Kunstwerke] als sprechende, auf eine Weise, wie sie den natürlichen Objekten, und den Subjekten, die sie machten, versagt ist. Sie sprechen vermöge der Kommunikation alles Einzelnen in ihnen." (ÄT, 14–15) Damit gehört der inneren Kommunikation eine entscheidende Stelle beim Bilden der Lebendigkeit des Werks. Auf der anderen Seite tritt ein strenges Verbot der Kommunikation auf: „Die Kommunikation der Kunstwerke mit dem Auswendigen jedoch, mit der Welt, vor der sie selig oder unselig sich verschließen, geschieht durch Nichtkommunikation; darin eben erweisen sie sich als gebrochen." (ÄT, 15) „Nichtkommunikation" erweist sich als Widerstand der Kunstwerke: „…daß sie, um allherrschenden Kommunikationssystem zu

fragen, was uns etwas von ihrem, fast vergessenen Untergrund zu enthüllen hilft, der, wie Adorno zeigt, beunruhigende, beinahe tragische Merkmale aufweist. „Negativ sind die Kunstwerke a priori durchs Gesetz ihrer Objektivation: sie töten, was sie objektivieren, indem sie es der Unmittelbarkeit seines Lebens entreißen. Ihr eigenes Leben zehrt vom Tod. [...] Indem die Werke das Vergängliche – Leben – zur Dauer verhalten, vorm Tod erretten wollen, töten sie es.“ (ÄT, 201–202)[4] Negativ durch Adornos Gedankenbewegung beleuchtet, enthüllt sich in der Beziehung zwischen Kunst und Leben eine problematische Schicht, verblutete Stelle eines unterdrückten Schmerzes. Sie erscheint als eine enge Verbindung, untrennbare (man möchte sogar fatale sagen) Verschlingung der Kunst mit dem unmittelbaren, vergänglichen Leben, das gerade durch die Kunst und in ihr zu seinem, immer erwünschten Gegensatz – „Dauer“ geraten kann. Die in diesem Moment auftretende Negativität ist unvermeidbar und wesentlich: Um leben zu können, muss die Kunst töten. Dass es noch komplizierter und auch absurd (oder tragisch) sein könnte: Motivation zu diesem unvermeidlichen Töten des Lebendigen soll seine Errettung bilden. Das Bemühen der Kunst, dem Lebendigen Dauer zu verleihen, es zu behüten, verknüpft sie mit dem Tod, macht sie zu seinem Tötenden.

Diese notwendig rücksichtlose, tötende Gewalt, die zugleich Leben der Kunst bedeutet, hängt eng auch mit der Sprache zusammen: Weil die Kunst „Schnitte durchs Lebendige legt, um ihm zur Sprache zu helfen, es verstümmelt. Im Mythos vom Prokrustes wird etwas von der philosophischen Urgeschichte der Kunst erzählt.“ (ÄT, 217) Gewalt, Sprache und Dauer fallen plötzlich irgendwie zusammen, nur verstümmelt, tot kann das Lebendige - sprechend, andauernd – in Kunst eintreten. Wie Adorno weiter schreibt: „Manches begünstigt die Spekulation, die Idee ästhetischer Dauer habe sich aus der Mumie entwickelt. [...] Eines der Modelle von Kunst wäre die Leiche in ihrer gebannten, unverweslichen Gestalt.“ (ÄT, 417)

Unter diesem Licht erscheint die Sphäre der Kunst ganz interessant: Den Künstler können wir uns als Prokrustes, mythisches Ungeheuer vorstellen, das seine Beute auf sein Bett legte und sie der Größe vom Bett immer anpasste. Einigen wurde der Körper verkleinert, der Glieder entledigt, anderen vergrößert, die Glieder gereckt. Das Kunstwerk kommt mir dann als die aufbewahrte Beute, versteinerte Mumie vor, wegen deren Errettung all dies wahrscheinlich geschieht. Und wer sollte schließlich in dieser merkwürdigen Prozession des ausgestellten Todes der Zuschauer, der Rezipient sein? Gibt es auch für ihn, der begeistert diesen versteinerten Torso des Lebens anschaut und bewundert, weil er glaubt, dass er dort das (alte, vergangene) Leben finden kann, und weil es viel größer als er ist, eine mythische Vor-figur? Ich sehe zu dieser Zeit zwei gegensätzliche: Don Quijote, der mit Windmühlen kämpft, und der gefesselte Odysseus, der Sirenen nur zuhören kann[5].

---

widerstehen, der kommunikativen Mitteln sich entschlagen müssen, die sie vielleicht an die Bevölkerungen heranbrächten.“ (ÄT, 360)

[4] Auf diese Negativität der Kunst hat K.P. Liessmann in seinem Aufsatz Zum Begriff der Distanz in der „Ästhetischen Theorie“ hingewiesen. Zu folgenden Überlegungen hat mich auch sein Text inspiriert, wofür ich mich bei ihm hier bedanken möchte. (Liessmann 1995: 103–116).

[5] Die Sirenen Szene aus Odyssee, die Adorno und Horkheimer in Dialektik der Aufklärung analysieren, kann vorbildlich für die ästhetische Erfahrung gelten. Vom gefesselten Odysseus heißt es: „Die Bande, mit denen er sich unwiderruflich an die Praxis gefesselt hat, halten zugleich die Sirenen aus der Praxis fern: ihre Lockung wird zum bloßen Gegenstand der Kontemplation neutralisiert, zur Kunst. Der Gefesselte wohnt einem Konzert bei, reglos lauschend wie später die Konzertbesucher, und sein begeisterter Ruf nach Befreiung verhallt schon als Applaus.“ (M. Horkheimer/T. W. Adorno 2011: 41)

Lebendiges Werk – bei Rilke

Um die Lebendigkeit des Werks (um die uns eigentlich geht) wiederzufinden, muss die entworfene Negativität wenigstens für eine Zeit vergessen, unterdrückt werden. Versuchen wir für diesen Zweck eine andere Richtung einzuschlagen und lassen Adorno für eine Weile in Ruhe.

Belebtes, lebendiges, in sich bewegtes, belebendes, leuchtendes Werk zeichnet in seinem Gedicht ***A*rchaïscher Torso Apollos** R.M. Rilke auf.

***A*rchaïscher Torso Apollos**

Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
darin die Augenäpfel reiften. Aber
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,

sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
unter der Schultern durchsichtigem Sturz
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;

und bräche nicht aus allen seinen Rändern
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.[6]

Etwas Schweigsames, Stilles, Bewegungsloses, ein entstellter Stein in der Bewegung - schaut, glüht, leuchtet. Als ob uns das Gedicht sagte: Versuche mit zu verstehen, einzusehen, wie er so sein kann, wie er ist. Nur ein entstellter Stein, der nur tot sein kann, und zugleich, fast unglaublich sehende Stärke, der man letztlich nicht widerstehen kann. Gerade diese Gespaltenheit, dieses Geheimnis, Geheimnis des toten, leuchtenden Steins, des Werks ist einzusehen.

Das Werk beginnt durch das Schauen, durch seinen Blick zu sprechen, der offenbar nicht real sein kann, wir wissen doch von Anfang an, dass hier das Haupt und auch die Augen, die schauen könnten, fehlen. Der Blick des Werks zeigt seinen unlösbaren Widerspruch – das Werk kann ihn offenbar nicht haben und genauso unvermeidbar hat es ihn. Zuerst erweckt hier vielleicht die beirrende Paradoxie des Schauens Aufmerksamkeit – entledigt seiner notwendigen Bestandteile, durch ihre Absenz unmöglich gemacht und doch anwesend, trotzdem im unerwarteten Maße der Intensität, unverständlich fortdauernd. Damit wir uns in dieser Situation das Schauen überhaupt irgendwie vorstellen, irgendwie denken können, muss es zu dessen Transformation kommen. Das Schauen macht hier eine materielle Metamorphose durch, die es von neuem bildet – es bekommt neue Organe (bleibende Orte des Körpers), andere materielle Bestandteile, die es ausmachen. Gerade durch sie erfüllt sich der Blick wieder, gewinnt bisher fast

[6] Rilke 2006: 483. Der im Gedicht gestaltete Torso wird in folgenden Überlegungen als paradigmatisches Kunstwerk verstanden. Diese können teilweise auch als Versuch verstanden werden, die „Sprache“ des Gedichtes zu entfalten. Es wird eher essayistisch als analytisch eine Linie in der Bewegung des Gedichtes gefolgt, um eine Verwandtschaft mit Adornos Auffassung der ästhetischen Erfahrung aufzuzeigen. Dadurch werden natürlicherweise mehrere Bedeutungsebenen des Gedichtes beiseitegelassen.

unbekannte Intensität der Andersheit.[7] Diese Metamorphose bringt noch etwas Weiteres mit – das neue Schauen wird zum Glühen, Glänzen, das Werk, der Stein zum Träger des Lichtes, „Kandelaber", zum Leuchtenden, sogar Blendenden. Das Schauen geht ins Glühen über, als würde es seine weitere, tiefere Stufe darstellen. Es wird angedeutet, dass die Augen sich ins Körperinnere verlagerten, das dadurch glüht, leuchtet. Als wäre das Glühen zuerst im Körper zusammengeballt, schrittweise aber wächst seine Intensität an, als könnte es sich nicht mehr im Körper aufhalten – es gipfelt im Ausbruch des Leuchtens. In diesem Moment ist die Lebendigkeit, Stärke des leuchtenden Steins maximal, absolut.

Diese lebendige, leuchtende Stärke bringt bestimmte, unumstößliche Auswirkungen mit; wer sich von ihr verführen lässt, muss sich ihr unterwerfen. Sie durchleuchtet ihn, durchsieht ihn, weiß, sieht, wer er ist und plötzlich weiß er es auch? Keine andere Möglichkeit zulassend befiehlt sie eine neue Bewegung zu gründen – „Änderung von Leben", – die im scharfen Gegensatz zu der bisherigen stehen soll. Intensität des durchdringenden, entblößenden Leuchtens des Werks, das sich zugleich als Sehen, Durchsehen des Betrachtenden erweist, ist seine Macht über den Betrachtenden, durch sie bringt das Werk das wesentliche Moment, treibt den Keil, eine unversöhnliche Scheide zwischen das Vergangene, Bisherige und das Zukünftige, unversöhnlich Geschiedene „vor" und „nach" dem Werk. Diese Macht des Leuchtens wird die Richtung des nächsten Tuns bestimmen, des Tuns vom Anderen als scharfe Abgrenzung, Umschlag gegen das Bisherige. Mit getriebenem Keil aus seiner Umklammerung freilassend, schickt uns das Werk anderswie tun, sich ändern.[8] Vielleicht das Wertvollste, was ich im Blick des Werks finde (oder was eher mich findet), ist gerade seine sonderbare Fähigkeit, das Andere in sich zu enthalten, Sehnsucht nach ihm zu erwecken.

Der keine Augen benötigende Blick – „da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht", das Sehen übertragen in alles, ausgehend von allem, von jedem Ort des Dings - der leuchtende Blick des Anderen.

In diesem Blick finde ich die Sprache des Werks...

In der Reflexion von Rilkes Gedicht wollte ich vor allem auf zwei Aspekte unseres Erfahrens von Kunstwerken hinweisen. Es sind – die sozusagen glühende, leuchtende Stärke des Werks (die auch als „Epiphanie"[9] bezeichnet werden kann), die mit seiner Lebendigkeit zu-

---

[7] Dieser Zusammenhang wurde auch von Walter Busch erkannt: „Befreit vom Zwang, Kraftäußerung eines Organs zu sein, wird das Sehen unmittelbar mit dem Licht verbunden. Was den Organen an spezialisierter Kraft genommen wird, wächst, so scheint es, dem Körper an qualitativer Intensität oder intensiver Resonanz zu." (Busch 2003: 73–74).

[8] Peter Sloterdijk beschreibt die Notwendigkeit der Änderung folgendermaßen: „Es ist die Autorität eines anderen Lebens in diesem Leben. […] Sie ist mein innerstes Noch-nicht. In meinem bewußtesten Moment werde ich vom absoluten Einspruch gegen meinen status quo betroffen". (Sloterdijk 2009: 47) Diese Leseart des Gedichtes bezeichnet er als eine 'ethisch-revolutionäre' und legt noch eine weitere vor, in der er als wichtiges Moment den Fakt von Apollos Körperlichkeit einbezieht. Er geht vom wesentlichen „Verwandtschaftswesen" bei „Göttern und Athleten" der antiken Skulpturen aus, wo „die Verähnlichung bis zur Gleichsetzung reichen konnte. Ein Gott war immer auch eine Art Sportler, und der Sportler […] auch immer eine Art Gott. […] Der autoritative Körper des Gott-Athleten wirkt auf den Betrachter unmittelbar durch seine Vorbildlichkeit. Auch er sagt lapidar: 'Du mußt dein Leben ändern!', und indem er es sagt, zeigt er zugleich, an welchem Modell die Veränderung sich zu orientieren hat." (a.a.O.: S. 48)

[9] „Die Epiphanie […] ist hier […] eine Verklärung des Daseins, eine Überhöhung des Realen, wobei sich die Durchbrechung der empirisch-konventionellen Wirklichkeit vielfach in der Metaphorik des Gedichtes manifestiert." (Engel/Lauterbach 2004: 304) Sie bildet das charakteristische Merkmal von verschiedenen Gedichten der Neuen Gedichten, z.B. Das Karussell, Der Panther, Begegnung in der Kastanien Allee, Der Ball, u.a. In Archaïscher Torso Apollos ist die „Epiphanie" in zweifacher Weise anwesend: Das Gedicht selbst versucht in Augenblick der „Epiphanie" zu gipfeln und sie wird explizit im ganzen Gedicht detailliert thematisiert.

sammenhängt und die von ihr bedingte, bestimmte Unterordnung des Betrachtenden. Wie Rilkes Gedicht zeigt, bilden sie wichtige, miteinander verbundene Momente der ästhetischen Erfahrung, wodurch uns die Werke ansprechen.

Lebendige Sprache – Rückkehr zu Adorno

Im Folgenden versuche ich diese Aspekte der ästhetischen Erfahrung betreffende Überlegungen durch die Rückkehr zu Adorno weiter zu entfalten. Sie stellen wichtige Momente seiner Konzeption der ästhetischen Erfahrung dar. So enthüllt sich ein Zusammenhang zwischen den betrachteten Konzeptionen der ästhetischen Erfahrung, der ihre bestimmte immanente Verwandtschaft andeutet.

Explizit bringt Adorno Rilkes Gedicht in direkten Zusammenhang mit der Sprache der Werke: „Die Rilkische Zeile 'denn da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht' [...] hat jene nicht signifikative Sprache der Kunstwerke in kaum übertroffener Weise kodifiziert: Ausdruck ist der Blick der Kunstwerke." (ÄT, 172)[10] Ausdruck bildet den „Sprachcharakter der Kunst" (ÄT, 171), er „ist das klagende Gesicht der Werke." (ÄT, 170) Doris Kolesch bemerkt dazu: „Das Kunstwerk wird gedacht als ein faszinierendes Gesicht, dessen Blick sich uns einprägt und dessen lachende, fragende oder weinende Züge uns als eminent ausdrucks- und bedeutungsvoll ansprechen, ohne dass dieses Angesprochensein jemals in diskursiver Begrifflichkeit aufgehen könnte."[11] Der „Ausdruck" als der „Blick der Kunstwerke" und zugleich als sein Sprechendes steht sehr nahe auch zur glühenden, leuchtenden Stärke der Werke, oder anders gesagt, der „Ausdruck" der Werke und ihre leuchtende Stärke, „Epiphanie" können als verbundene Aspekte der Sprache der Werke verstanden werden.

Moment der „Epiphanie" entwickelt Adorno in folgender Weise: „Kunstwerke sind neutralisierte und dadurch qualitativ veränderte Epiphanien. […] Am nächsten kommt dem Kunstwerk als Erscheinung die apparition, die Himmelserscheinung. […] Beredt werden sie [Kunstwerke] kraft der Zündung von Ding und Erscheinung. Sie sind Dinge, in denen es liegt zu erscheinen. Ihr immanenter Prozess tritt als ihr eigenes Tun, nicht als das, was Menschen an ihnen getan haben und nicht bloß für die Menschen." (ÄT, 125) „Zündung von Ding", der Beginn seines Glühens ist zugleich der Beginn seiner Beredtheit, der Beginn ihres Auftretens, als wären die Zündung und Sprache ineinander untrennbar enthalten.

Die Werke sprechen durch die „Erscheinung", in der „Erscheinung", die sich selbständig, von Menschen, von uns irgendwie getrennt zeigt, entblößen sie ihre Sprache. Es ist für sie essenziell. „Ihr immanenter Prozess" in der „Erscheinung". Charakterisieren wir sie mit Adorno noch etwas näher: „Prototypisch für die Kunstwerke ist das Phänomen des Feuerwerks [...] Es ist apparition [...] empirisch erscheinendes, befreit von der Last der Empirie als einer der Dauer, Himmelszeichen und hergestellt in eins, Menetekel, aufblitzende und vergehende Schrift, die doch nicht ihrer Bedeutung nach sich lesen lässt." (ÄT, 125)[12] In dieser kurzen Passage spielt Adorno auf mehrere Aspekte der Kunst an. Am ausgeprägtesten weist er hier vielleicht auf ihre magische Seite hin. Sie kommt mit der Erscheinung, in der Erscheinung zu Wort, oder wir können sagen, das Werk ist eine magische Erscheinung, deshalb auf Französisch „apparition", das

[10] Dieser Hinweis bildet auch den Grund, warum ich gerade Archaïscher Torso Apollos für ein konkretes Beispiel des 'lebendigen' Kunstwerkes gewählt habe. Die Wichtigkeit dieses Gedichtes (auch für Rilke) beweist z.B. die Tatsache, dass es das erste Gedicht im Gedichtband Der neuen Gedichte anderer Teil ist. In gewisser Weise kann es als bestimmend für diesen Gedichtband verstanden werden.

[11] Kolesch 1996: 193.

[12] Es wäre vom Nutzen zu bemerken, dass, wie Adorno auf einer anderen Stelle der Ästhetischen Theorie schreibt: „Sprache sind Kunstwerke nur als Schrift." (ÄT, 189) Gewissermaßen können wir hier also Adornos „Schrift" und „Sprache" synonymisch verwenden.

zugleich „das Aufleuchtende, das Angerührtwerden“ (ÄT, 130) des Werks ist, dann also magisches „Angerührtwerden“ von Licht, das auf einmal da ist, von nichts aufleuchtet, aufblitzt. Unsere Augen wendet es irgendwohin abseits der Dinge, über uns, von dort kommt es - das „Himmelszeichen“. Es beherrscht seine Stärke, ist „Menetekel“. Und dies beginnt Konnotationen hervorzurufen, die meiner Meinung nach nicht tröstliche, sondern unangenehme, fast tragische Züge aufweisen. „Menetekel“ ist der drohende Finger von unvermeidbaren Folgen, die nachträglich kommen, wenn die sich nähernde Katastrophe nicht mehr verhindert werden kann. In gewissem Sinne ist es vollbracht.

Das Problem schafft auch die Sprache selbst, ihr Verständnis - für König Belsazar, dem diese Worte bestimmt waren, sind es unverständliche, unbekannte Zeichen, lesen kann sie nur der Auserwählte – der Prophet als einziger besitzt die Fähigkeit, eine magische Sprache zu verstehen, als einziger hat er den Schlüssel, mit dem er sie dechiffrieren kann. Können wir vermuten, dass der diese Sprache verstehende Prophet der Philosoph sein soll und die übrige Öffentlichkeit den unwissenden Belsazar vertritt, der die gerade an ihn geschickte Nachricht nicht versteht? Und im gewissen Sinne ist es sowieso schon zu spät. Vielleicht offenbart sich auch hier indirekt jene elitäre Einstellung, die Adorno vorgeworfen wurde. Ich glaube, dass Adorno in seiner Interpretation auf radikale Andersheit, Rätselhaftigkeit der Sprache der Kunstwerke hinweisen will. Im Zusammenhang damit spricht er von „gekappter“, „zugehängter“ (ÄT, 122) Bedeutung. „Die wahre Sprache der Kunst ist sprachlos“ (ÄT, 171), ist „ohne Worte“.

Hier kehrt für mich auch Apollos Blick ohne Kopf, ohne Augen zurück, der leuchtende Blick des Anderen, der, um sein zu können, sich zuerst völlig ändern muss. Oder besser gesagt: Der Rezipient muss zuerst seinen Blick, sein Einsehen ändern, damit er ihn erblicken kann. Wörtlich nur erblicken, es ist die „aufblitzende und vergehende Schrift“ – gleich wie das Feuerwerk, als würde sie sich dem Augenblick nähern, nur für eine Weile ist sie hier, um den Rezipienten zu beleuchten und entflieht, verstummt unwiederkehrbar. Der „immanente Prozess“ des Werks bricht aus, schlägt in den flüchtigen Augenblick um. Wie nichtig das Werk auf einmal sein kann, das „Allerflüchtigste“ (ÄT, 130), wie Adorno schreibt. Seine Worte führen dazu, die sonderbare, rätselhafte Stärke der Kunstwerke auszudrücken, die Stärke ihrer Andersheit, durch die sie den Rezipienten ansprechen. Wie er weiter schreibt: „Nicht durch höhere Vollkommenheit scheiden sich die Kunstwerke vom fehlbaren Seienden, sondern gleich dem Feuerwerk dadurch, dass sie aufstrahlend zur ausdrückenden Erscheinung sich aktualisieren. Sie sind nicht allein das Andere der Empirie: alles in ihnen wird ein Anderes.“ (ÄT, 126) Ist es diese Stärke, Stärke des Anderen, die dazu führt in den Werken zu glauben, sich von ihnen führen zu lassen?[13]

Belebter Rezipient – sterbender Rezipient

Die vorigen Gedanken führen mich indirekt zum zweiten, entworfenen Aspekt ästhetischer Erfahrung, zu einer bestimmten Unterordnung des Betrachtenden, die die leuchtende Stärke, „Epiphanie“, „apparition“, magisches „Angerührtwerden“ des Werks bewirkt. Vom Werk richten wir die Aufmerksamkeit auf den Betrachtenden. Schon die „betrachtende Versenkung“ lässt von seiner Beziehung zum Werk etwas vermuten. Adorno formuliert sie folgendermaßen: „Der

[13] Nur am Rande will ich bemerken, dass man bei Adorno auch die abgewandte Seite bedenken kann, vielmehr muss. Von der Erscheinung heißt es auch: „Im Aufgang eines Nichtseiendes, als ob es wäre, hat die Frage nach der Wahrheit der Kunst ihren Anstoß. Ihrer bloßen Form nach verspricht sie, was nicht ist, meldet objektiv und wie immer auch gebrochen den Anspruch an, dass es, weil es erscheint, auch möglich sein muss.“ (ÄT, 128) Nach seiner treffenden Formulierung in Minima Moralia ist Kunst „Magie, befreit von der Lüge, Wahrheit zu sein.“ (Adorno 2003: 254. Weiter im Text wird aus dieser Ausgabe mit Nachweis „MM“ und Angabe der Seitenzahl hinter dem Zitat zitiert.)

Konsument darf nach Belieben seine Regungen, mimetische Restbestände, auf das projizieren, was ihm vorgesetzt wird. Bis zur Phase totaler Verwaltung sollte das Subjekt, das ein Gebilde betrachtete, hörte, las, sich vergessen, sich gleichgültig werden, darin erlöschen. Die Identifikation, die es vollzog, war dem Ideal nach nicht die, dass es das Kunstwerk sich, sondern dass es sich dem Kunstwerk gleichmachte." (ÄT, 33) „Der Konsument" soll dem Werk ähneln. Eigentlich geht es darum, sich dem Anderen gleichzumachen. Dies ermöglicht die Versenkung, es geschieht durch das Vergessen, Erlöschen, durch die völlige Unterordnung, indem man sich völlig verwalten, leiten lässt – sich dem Werk hingibt. In diesem Geschehen wendet sich im wesentlichen Maße das Subjekt gegen sich selbst, verliert Kontrolle, verliert die Führung und vielleicht geht es auch darum. Der Betrachtende sollte möglichst ohne Ich, ohne Subjekt bleiben. Es soll völlig unterdrückt werden. Die Folge, das Ergebnis dieses Tuns, die absolute Hingabe an das Werk, soll gerade Gleichmachen mit dem Werk sein; so sein wie das Werk, was zugleich bedeutet: sich anders machen, anders werden. Sich nach dem Anderen aufs Neue gestalten lassen.[14] Als ob dieses Geschehen die ästhetische Distanz unterdrücken würde, als ob wir zu ihrer Auflösung tendieren würden.[15]

Es wiederholen sich hier „mimetische Restbestände" des menschlichen Verhaltens. Mimesis besteht nach Adorno im „organische[n] Anschmiegen ans Andere"[16]. Es geht darum, „sich ganz den 'Dingen' hinzugeben"[17]. Interessant ist es, dass die mimetische Verhaltensweise gleichzeitig die Liebesbeziehung ist, ihre ursprüngliche Motivation darstellt. Wie Axel Honneth bemerkt, die mimetische Verhaltensweise stamme nach Adorno „ursprünglich vom Affekt der liebevollen Zuneigung"[18]. Mimesis spielt die Hauptrolle sogar bei der Ausgestaltung menschlicher Ratio. Sie „bildet sich durch die Kindernachahmung geliebter Personen; erst die mimetische Wiederholung der Perspektive des Anderen gibt dem kleinen Kind die Chance, derart die Weise seiner eigenen Ansicht zu dezentrieren, dass es zur vernünftigen und damit auch rationalen Beurteilung von Ständen der Dinge gelangen kann."[19]

---

[14] Dieses Geschehen können noch ein bisschen weiter folgende Adornos Worte erläutern; wenn er den „Verstehensbegriff" anzunähern versucht, heißt es: „… so wäre das heute eher als eine Art von Nachfahren vorzustellen; als der Mitvollzug der im Kunstwerk sedimentierten Spannungen, der in ihm zur Objektivität geronnen Prozesse. Man versteht ein Kunstwerk nicht, wenn man es in Begriffe übersetzt […] sondern sobald man in seiner immanenten Bewegung darin ist; fast möchte man sagen, sobald es vom Ohr seiner je eigenen Logik nach nochmals komponiert, vom Auge malt, vom sprachlichen Sensorium mitgesprochen wird." (Adorno 1981: 433) Dabei aber stehen wir vor einer Gefahr, die eintritt, wenn „künstlerische Erfahrung zur schlechten, passiven Irrationalität des Konsums wird". (a.a.O.: 433) Sie erweist sich am ausgeprägtesten an der Kulturindustrie, wo wir von einer negativen oder regressiven Mimesis sprechen können. In Minima Moralia drückt es Adorno prägnant und auf eine interessante Weise aus. Kulturindustrie „… praktiziert im Trustmaßstab den widerlichen Trick von Erwachsenen, die wenn sie Kindern etwas aufschwatzen, dabei die Beschenkten mit der Sprache überfallen, von der es ihnen paßte, wenn jene sie redeten, und die ihnen die meist fragwürdige Gabe mit eben dem Ausdruck des schmatzenden Entzückens präsentieren, das sie hervorrufen wollen. Kulturindustrie ist zugeschnitten auf die mimetische Regression, aufs Manipulieren der verdrängten Nachahmungsimpulse." (MM, 229)

[15] Albrecht Wellmer schreibt in diesem Zusammenhang vom ekstatischen Moment der ästhetischen Erfahrung bei Adorno: „So ist, wie bei Schopenhauer, die ästhetische Erfahrung bei Adorno eher eine ekstatische als eine real-utopische; das Glück, das sie verspricht, ist nicht von dieser Welt." (Wellmer 1993: 20)

[16] Tiedemann 2009: 130.

[17] Paetzold 1974: 19. Verbindung zwischen Mimesis und Sprache der Kunst bestätigt Adorno selbst: „Sprachähnliche Moment der Kunst ist ihr Mimetisches". (ÄT, 305) Sprache der Kunst können wir auch mimetische Sprache nennen.

[18] Honneth 2011: 90. Auf einer Stelle von Minima Moralia nennt Adorno mimetische Verhaltensweise „Urform von Liebe" (MM, 176).

[19] A. a. O. : 103.

Kunst gibt uns die Möglichkeit, die schon verlorene „Perspektive des Anderen“ wieder zu gewinnen. Vielleicht führt zu ihr unser unterdrücktes, aber immer wieder zurückkehrendes Bedürfnis nach Liebe, nach der Liebe zum Anderen, die immer aber Unterdrücken, Zurückziehen, Selbstvergessen von uns erfordert.

Und darin könnte sich auch das Problem verbergen, gerade dazu sind wir nicht mehr fähig, oder nur in ganz beschränktem Maße. Das macht uns fast unüberschreitbare Schwierigkeiten, weil es direkt gegen das durch notwendige und furchtbare Gewalt geschaffene „Selbst“[20] gerichtet ist: „Betroffenheit durch bedeutende Werke […] gehört dem Augenblick an, in denen der Rezipierende sich vergisst und im Werk verschwindet: dem von Erschütterung. Er verliert den Boden unter den Füßen“ (ÄT, 363). Versuchen wir dieses entworfene Bild der ästhetischen Erfahrung etwas zu entwickeln und mit unseren vorangehenden Überlegungen zu verbinden: Die „betrachtende Versenkung“ der lebendigen, ästhetischen Erfahrung, in der das Kunstwerk „zu einem in sich Bewegten“ (ÄT, 262) wird, und seine Sprache enthüllt, transformiert sich: Das Moment des sich Vergessens, Verschwindens, Verlierens des Bodens unter den Füßen kann zugleich mit dem Moment des Ertrinkens assoziiert werden. Der Rezipient verliert Sicherheit über seine Lage, seine Situation beginnt in der „Versenkung“ gefährlich und unangenehm zu sein, als würde er, sein „Selbst“ ertrinken anzufangen. Das Moment, der „Erschütterung“, des Ertrinkens als das „der äußersten Anspannung“ (ÄT, 364) ermöglicht dem Ich, „damit es nur um ein Winziges über das Gefängnis hinausschaue, das es selbst ist“ (ÄT, 364). Der „Boden“ erweist sich zugleich als „Gefängnis“, um es verlassen zu können, müssen wir ertrinken, fast möchte man sagen, je mehr wir ertrinken, desto mehr können wir das „Gefängnis“ verlassen, desto freier können wir werden. Und gerade darum geht es hier: über „das Gefängnis“ hinauszuschauen, wenigstens ein Stück seiner Mauer zu zerbrechen. Aber weil „das Gefängnis“ zugleich auch der „Boden“ ist, können wir es nicht so leicht verlassen, immer wird es mit der instinktiven, unwillkürlichen Angst vor dem Ertrinken, mit radikaler Abwehr seitens des Ichs verbunden, weil es genauso radikal seine Selbsterhaltung angreift und damit seine radikale Anzweiflung bedeutet. Dadurch wird die ästhetische Erfahrung zur Form der Grenzerfahrung, die uns sozusagen den Blick ins Gesicht des eigenen Todes vermittelt, vor dem wir fast immer fliehen müssen; immer zwingt er uns liebes „Gefängnis“ der Selbsterhaltung, lieben „Boden“ zu verlassen.

Wie schon angedeutet wurde, spielt die Kategorie der „Erschütterung“ das entscheidende Moment in der Bewegung der Veränderung, weil sie die notwendige Veränderung überhaupt ermöglicht. Im weiterem charakterisiert sie Adorno als „ein Memento der Liquidation des Ichs, das als erschüttertes der eigenen Beschränktheit und Endlichkeit innewird. […] Für Momente indessen wird das Ich real der Möglichkeit inne, seine Selbsterhaltung unter sich zu lassen, ohne daß es doch dazu ausreichte, jene Möglichkeit zu realisieren. […] Ergriffen wird das Ich von dem unmetaphorischen, den ästhetischen Schein zerbrechenden Bewußtsein: daß es nicht das letzte, selber scheinhaft sei.“ (ÄT, 364–365) Es lässt uns Adorno ahnen, dass sich das im Gefängnis selbst sich befindende Ich überhaupt nicht von seiner „Beschränktheit und Endlichkeit“ bewusst ist, als würde im engen Raum, wo es sich gewöhnlich befindet, (vielleicht gerade wegen der Selbsterhaltung) ein starker, unnachgiebiger, irrationaler Glaube an unsere Ewigkeit und Totalität herrschen. Für seltene Momente der Erschütterung wird dies teilweise negiert, der Bau des Gefängnisses scheint zu stürzen, vielleicht erst jetzt wird es als Gefängnis empfunden, die Scheinhaftigkeit des Glaubens wahrgenommen; es wird klar, dass der Glauben etwas Unwahres, Absurdes, Sinnloses in sich trägt. Und gerade in diesen Momenten muss das Ich viel-

[20] Hier spiele ich auf den Prozess der Konstitution von Ich an, den Adorno und Horkheimer in der Dialektik der Aufklärung detailliert charakterisierten. Konkret gehe ich von der folgenden Passage aus: „Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt.“ (Horkheimer/T. W. Adorno 2011: 40).

leicht auf einmal diese ganze Scheinhaftigkeit loswerden, sich selbst verneinen. Das Subjekt wird „seiner Nichtigkeit sich bewußt, gelangt über sie hinaus zu dem, was anders ist“ (ÄT, 396), was das Werk in sich prinzipiell trägt.[21]
In diesem Moment soll die ästhetische Distanz eigentlich überwunden werden: „Erschütterung reißt das distanzierte Subjekt wieder in sich hinein. […] ihm geht die Wahrheit des Werkes auf als die, welche auch die Wahrheit seiner selbst sein sollte. Der Augenblick dieses Übergangs ist der oberste von Kunst. Er errettet Subjektivität, sogar subjektive Ästhetik durch ihre Negation hindurch.“ (ÄT, 401) In diesem „Augenblick“ fühlen und wissen wir gleichzeitig, dass wir unser Leben ändern müssen, dass Errettung im Anderen erst die Negation, Tod ermöglicht.

Ich denke, dass Rilkes *Archaïscher Torso Apollos* mit seiner Bewegung gerade zu diesem entscheidenden Moment des „Übergangs“ mündet. Aus dieser Sicht realisiert das Gedicht immanent ein radikales ästhetisches Programm, das teilweise verborgen, teilweise entblößt direkt im Gedicht anwesend und in ihm auch nachzuweisen ist. So können wir es zugleich als Realisierung vom diesem ästhetischen Programm verstehen. Das macht Rilkes Poesie noch wertvoller und interessanter.

Schluss

Bereitet uns in diesem Sinne die Kunst auf den Tod vor?[22] Irgendwie verbindet sich in ihr Erfahrung vom Tod und Leben, Beleben und Tod fallen hier irgendwie zusammen. Im Werk wird das Leben zur Mumie, die uns bestrahlt, aufs Neue belebt, wenn wir sie, durch unseren kleinen Tod beleben. Beleben des Toten, das für sich Tod des Belebenden erfordert, Treffpunkt im Moment des Todes. In diesem Raum irgendwo befindet sich auch die prinzipiell paradoxe Sprache der Werke – als Tod, Erstarrung, Gewalt umgeschlagen in die Bewegung, Dynamik, Lebendigkeit - um wieder zu verstummen, still, unbewegt zu werden[23].

Vielleicht wiederholt die lebendige Mumie; oder wie eine Muschel, in der das Meer zu hören ist, trägt sie ein Stück des unwiderstehlichen Gesanges von Sirenen, der Tote im Hades begrüßte. Das Gesanggeräusch aus der Muschel hörend, sind wir der verrückte Don Quijote, müssen wir die Sicherheit des gemütlichen Sessels verlassen, um verführen lassen, und als Held Windmühle bekämpfen. Der schlaue Odysseus in uns weiß aber von der Lüge der Mumie, fühlt den Tod, den der Gesang vor ihm zu verbergen versucht, und befiehlt zurückzutreten, in den Sessel zurückzukehren. Uns gewinnend und in uns zurückkehrend weiß er vielleicht, dass wir schließlich als der an seinem Sessel gefesselte Odysseus bleiben müssen, aber nur als Don Quijote können wir sterben, können wir uns ändern.

---

[21] Wesentlichkeit des Anderen für das Kunstwerk bestätigt auch seine direkte Verbindung mit dem Wahrheitsgehalt des Kunstwerks: „Über den Wahrheitsgehalt von Kunstwerken ist danach zu urteilen: wie weit sie das Andere aus dem Immergleichen zu konfigurieren fähig sind.“ (ÄT, 462) Das Andere stellt auch „apparition“ der Kunstwerke dar. (Siehe oben)

[22] Auf einen ähnlichen Gedanke kommt auch Umberto Eco in Beziehung zur Literatur: „‘Schon fertige‘ Geschichte lehren uns auch zu sterben. Ich glaube, dass diese Erziehung zum Schicksal und zum Tod eine der Hauptfunktionen der Literatur ist.“ (Eco 2004: 19) (Übersetzt von P.B.)

[23] Vielleicht noch ein kleines Zitat aus Ästhetischer Theorie, wo diese Aspekte verbunden werden: „Kunstwerke veranstalten das Unveranstaltete. Sie sprechen für es und tun ihm Gewalt an; sie kollidieren, indem sie ihrer Beschaffenheit als Artefakt folgen, mit jener. Die Dynamik, die jedes Kunstwerk in sich verschließt, ist sein Sprechendes […] jedes Werk ist ein System von Unvereinbarkeit.“ (ÄT, 274)

Der Rezipient wird so sozusagen zu einem prinzipiell zerspaltenen Geschöpf.[24] Diese Zerspaltung können wir mit dem folgenden Gedanken ein bisschen weiterentfalten: Die belebende Veränderung, zu der des Rezipienten das (eigentlich tote) Kunstwerk führen könnte, ist nur um den Preis seines (partiellen) Todes möglich. Das verrät etwas von der Radikalität der ästhetischen Erfahrung bei Adorno, oder sogar von der Radikalität seiner Ästhetik im Ganzen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Adorno, T. W. (2003): Ästhetische Theorie; Gesammelte Schriften – Band 7; Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Adorno, T. W. (2003): Minima Moralia – Reflexionen aus dem Beschädigten Leben; Gesammelte Schriften – Band 4; Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Horkheimer, M., Adorno, T. W. (2011): Dialektik der Aufklärung – Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Adorno, T. W. (1981): Noten zur Literatur; Gesammelte Schriften – Band 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Rilke, R. M. (2006): Die Gedichte. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag.

Sekundärliteratur

Busch, W. (2003): *Bild-Gebärde-Zeugenschaft*. Studien zur Poetik von Rainer Maria Rilke. Innsbruck: Studienverlag.

Eco, U. (2004): O literatuře. Praha: Argo.

Engel, M. unter Mitarb. von Lauterbach, D. (2004): Rilke-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart: Metzler.

Honneth, A. (2011): *Patologie rozumu* – Dejiny a současnost kritické teorie. Praha: FILOSOFIA.

Kolesch, D. (1996): Das Schreiben des Subjekts; Zur Inszenierung ästhetischer Subjektivität bei Baudelaire, Barthes und Adorno. Wien: Passagen Verlag.

Liessmann, K. P. (1995): Zum Begriff der Distanz in der „Ästhetischen Theorie; In – *Impuls und Negativität*: Ethik und Ästhetik bei Adorno. Hamburg: Argument-Verlag, 103–116.

Paetzold, H. (1974): Neomarxistische Ästhetik II.: Adorno – Marcuse. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

Sloterdijk, P. (2009): Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Tiedemann, R. (2009): Mythos und Utopie: Aspekte der Adornoschen Philosophie. München: Richard Boorberg Verlag.

Wellmer, A. (1993): Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne: Vernunftkritik nach Adorno. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

[24] Eine, sehr ähnliche Stellung gilt auch für jeden Denkenden: „Vom Denkenden heute wird nicht weniger verlangt, als daß er in jedem Augenblick in den Sachen und außer den Sachen sein soll – der Gestus Münchhausens, der sich an dem Zopf aus dem Sumpf zieht, wird zum Schema einer jeden Erkenntnis, die mehr sein will als entweder Feststellung oder Entwurf.“ (MM, 83)

Annotation

„You have to change your life" – but only at the price of own death (To the aesthetic experience in T. W. Adorno with excursus to R. M. Rilke)

Peter Brezňan

The starting point of my study is to show the connection in understanding of aesthetic experience in T. W. Adorno and R. M. Rilke. I start my abstraction with the showing of Adorno's *Aesthetic theory*, where the adequate aesthetic experience is represented by a „lively" aesthetic experience, in which the work of art reveals its „speech" to the recipient. I am finding its paradigmatic characterization right in Rilke's poem *Archaic Torso of Apollo*. In this case I concentrate on two interrelated and contingent aspects of aesthetic experience that are emphasized in his concept also by Adorno. The first one creates a paradox glow, glowing of the work of art, its absolutising epiphany ("apparition" – "artistic beauty" in Adorno), the second one creates a certain subordination of the recipient to the work of art that is caused by its epiphany. Consequently, in the process of tracking of Adorno's theoretical reflection of these aspects of aesthetic experience I am trying to define them further, and at the same time to show their certain paradoxical moments. In their optics aesthetic experience itself is shown as a paradoxical, ambiguous structure.

Keywords: Adorno, Rilke, aesthetic experience, glowing of the work, speech of the work, subordination of the recipient, erasure of the ego.

Ďurčo, Peter et al.: *Valenz und Kookkurrenz. Grammatische und lexikologische Ansätze.* Berlin – Münster – Wien: LIT-Verlag 2014. ISBN 978-3-643-50564-4

Silvia Gulišová – Nikoleta Olexová

Die Publikation ist in zwei Kapitel untergeteilt: *Valenz* und *Kookkurrenz*. Insgesamt elf Beiträge konzentrieren sich auf die Problematik der Kombinatorik der Wörter aus der grammatikalischen, lexikalischen und semantischen Sicht.

Das Valenzthema steht seit Jahrzehnten im Mittelpunkt der linguistischen Untersuchungen. Wenn man an Valenz denkt, denkt man ohne Zweifel in erster Linie an das Verb und in zweiter Linie an die Valenz des Adjektivs. Die Substantivvalenz hatte lange einen Sonderstatus. Nachdem das Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive von Sommerfeldt/Schreiber (1977) erschienen ist, konnte bewiesen werden, dass auch Substantive über Valenz verfügen. Die Valenz ist heute keine einheitliche Grammatiktheorie. Dass die Substantivvalenzforschung in den vergangenen Jahren immer wieder einen neuen Schwung bekommen hat, beweisen auch folgende Beiträge, die sich vor allem der Problematik der substantivischen Valenz aus der grammatischen Sicht widmen.

Hans Werner Eroms eröffnet den Band mit der Studie „Verbvarianten und Korpuslinguistik", und wendet seine Aufmerksamkeit zuerst kurz auf die Problematik des Valenzbegriffs bzw. der verbalen Valenz. Er stützt sich auf die These, dass mit einem Verb und seinem syntaktischen Programm sich die unterschiedlichsten Sätze bilden lassen. Verweigert aber anderseits die These, dass einem Sprecher alle diese Satzbildungsprogramme zur Verfügung stünden. Weil es ein Verb nicht so einheitlich ist, wie es in einem Wörterbuch dargestellt wird und bei ihm immer eine Menge an Bildungsmöglichkeiten besteht, ist eine Art Begrenzung in Form eines Valenzwörterbuchs nötig, die weder zu eng, noch zu weit sein sollte. Wie er weiter erörterte, eine solche komplette lexikologische Erarbeitung ist nicht möglich, da aus einem Verb zahlreiche Manifestationen von Sätzen herauskommen. Im weitesten Sinne hat er am Beispiel der Kommunikationsverben *sagen, erzählen, fragen* und *antworten* die wichtigsten Valenzwörterbücher überprüft und Vorschläge für einen realistischen Ansatz von Verbvarianten gleich auch unter Nutzung von Korpora gemacht. Sehr präzise werden die selbständigen Ansätze über einzelne Kommunikationsverben bearbeitet. Eroms führt jedem Verb seine Bedeutungsvarianten, semantische und syntaktische Eigenschaften und jegliche Satzbaupläne zu. Mit seinen Überlegungen leistete er daher einen Beitrag zum offenbaren Dilemma zwischen bloßer Intuition und empirischer Prüfung, welche Aktanten tatsächlich an Verb gebunden sind. Eroms reflektiert seine Behauptung über die Fülle von verbalen Varianten, die immer vom Kontext abhängig sind, am Beispiel der Reflexivverben (*sorgen* vs. *sich sorgen*). Abschließend lässt sich zu seinen Beobachtungen sagen, dass eine automatische Bedeutungsbestimmung nie möglich ist, und bei den Verbvalenzen nicht nur syntagmatische sondern auch paradigmatische Potenzen des Verbs eine nicht unterschätzende Rolle spielen. Es müssen dabei viele Faktoren berücksichtigt werden und das Verb kann nur kaum isoliert betrachtet werden.

Der Beitrag von **Marcelina Kalasznik** ist der Valenz im nominalen Bereich gewidmet. Die Autorin verfolgt zwei Ziele mit ihrem Beitrag. Erstens ist es die Analyse der Valenz des Substantivs am Beispiel der Speisebezeichnungen, genauer gesagt der Bezeichnungen für Eisdesserts und Überprüfung des Ziels, ob die in Bezeichnungen gebrauchten Komposita als Rektionskomposita eingestuft werden können. Zweitens geht sie näher der Frage nach, welche Leerstellen die Köpfe der Nominalphrasen um sich herum eröffnen und mit welchen Aktanten sie ergänzt werden. Der Untersuchung der Autorin liegt ein Korpus zugrunde, das aus über 300

Bezeichnungen für Eisdessert besteht, die die Form der Nominalphrasen annehmen. Zuerst widmet sie ihre Aufmerksamkeit einer kurzen Beschreibung der Substantive, nämlich ihrer Funktion, semantischer Charakteristik und Klassifizierung, dabei vergisst sie nicht, darauf hinzuweisen, dass zwischen Eigennamen und Appellativa oft auch Übergänge möglich sind. Im folgenden Teil des Beitrags setzt sie sich mit der bereits bekannten Problematik der Valenz auseinander und weist auf solche Kriterien hin, die dazu eingesetzt werden, Ergänzungen und Angaben voneinander trennen zu können. Sie wendet ihre Aufmerksamkeit vor allem der Problematik der substantivischen Valenz zu. Sie stellt verschiedene Valenzklassen von deverbalen und deadjektivischen Substantiven zugleich mit adäquaten Beispielen vor. Wegen der wenigen Verbreitung der substantivischen Valenz in den von ihr ausgewählten Beispielen lässt sich nicht eindeutig feststellen, inwieweit die vererbte verbale und adjektivische Valenz in den Speisebezeichnungen realisiert wird, es lässt sich nur konstatieren, dass es die Valenz des Substantivs gibt, was die Autorin ebenfalls mit einigen Beispielen untermauerte. Bei der Bewertung dieses Beitrages ist hervorzuheben, dass Kalasznik zahlreiche Beispiele aufführte, wobei von der strukturellen und semantischen Bestimmung des Kopfes jeweiliger Nominalphrase und aller Eisdesserts-Namen ausgegangen wird. Die Eisdesserts-Namen teilt sie nach dem Kriterium der Struktur ihrer Köpfe und nach der Wortbildungsart ein, was den Beitrag dann auch übersichtlicher macht.

Auf die „Verbvalenz und Kollokationssyntagma“ geht **Ružena Kozmová** ein. In diesem Beitrag konzentriert sie sich auf die Frage des Zusammenhangs der Valenz und der Kollokationen. Den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen bildet die These von der Existenz des Wortbedeutungspotenzials. Sie vergisst auch nicht, kurz die Entwicklungsphasen der Valenz zu erörtern und damit ihren Beitrag noch wertvoller zu machen. Sie stützt sich auf die These, dass Kollokationen einen neuen Horizont im Bereich der Valenz eröffnen, und dass die Korpuslinguistik es ermöglicht, die semantischen Satzmodelle näher zu bestimmen. Bei ihren weiteren Überlegungen geht sie davon aus, dass Wörter über ein bestimmtes Bedeutungspotenzial verfügen und dieses je nach konkretem Syntagma aktualisiert wird und immer bestimmten Vorkommensregularitäten unterliegt. Diese Idee basiert auf ihrer Schlussfolgerung, dass Valenzträger eine ganz konkrete Bedeutung erst in Verbindung mit der Ergänzung erwerben, demnach die Bedeutung der Ergänzung relevant ist, nicht der Valenzträger.

Wie ein roter Faden zieht sich durch ihren gesamten Beitrag die Frage, unter welchen Bedingungen ein Verbsyntagma als Kollokationssyntagma entstehen kann. Abschließend kommt sie zum Ergebnis, dass ein Valenzsyntagma als Kollokationssyntagma zu nennen ist, weil, wie sie es selbst formulierte: „…es nach demselben kombinatorischen Prinzip wie die anderen Kollokationen gebildet wird“ (S. 51).

Mojmír Muzikant analysiert in seinem Beitrag Verbalsubstantive aus der Sicht der Valenz und Derivation. Er spricht über Vorteile eines Valenzwörterbuches, das auf einer konsequenten Beschreibung von Nominalphrasen beruht und erörtert ihre lexikographische Darstellung. Er widmet sich dem Thema der Vererbung verbaler Valenzmerkmale in Nominalphrasen, deren dominierendes Komplement ein Verbalsubstantiv ist. Als strittig bezeichnet Muzikant die Einbeziehung der Komposita ins Valenzsystem. Damit greift er ein sehr interessantes Thema auf, er benennt Komposita als eine Art Konkurrenzform zu Nominalphrasen, weil eine Überführung von Kompositum zur Nominalphrase möglich ist, ohne die Bedeutung zu ändern. In seinen Überlegungen geht er auf Hölzners (2007) Einteilung der valenten Substantiven zurück, der drei Typen von Substantivrollen, relations-, rollenorientierende Substantive und Eventualitäten unterscheidet, die eigentlich den Kern der valenten Substantive bilden. Die gewonnenen Erkenntnisse und Ergebnisse bilden die Ausgangsbasis für die lexikographische Darstellung von Nominalphrasen. Die praktische Umsetzung illustriert der Autor am Lemma „*Abbau*“.

Der letzter und auch umfassendste Beitrag im Kapitel *Valenz* „Zum Valenztheoretischen Status von Begleitern in Nominalgruppen“ stammt von **Roland Wagner**. Gleich am Anfang

stellt der Autor die Grundfrage der Existenz einer substantivischen Valenz in Frage. Das Grundproblem sieht er darin, dass Substantive – im Gegensatz zu den Verben – keine festgelegte Wertigkeit haben. Sehr präzise und detailliert bearbeitet er die Idee von anderen möglichen Kriterien zur Identifizierung von Aktanten in Nominalphrasen. In seinem Beitrag geht er vom Konzept der Valenzbildungsrelation „Strukturelle Spezifität" von Ágel (1995) aus. Er konzentriert sich in seinem Beitrag auf verbale Substantive mit Be-Präfigierung. Der Autor betrachtet verbale Substantive mit Be- nicht als direkte Nominalisierungen von entsprechenden Verben auf be-, sondern als direkte Präfigierung von präfixlosen verbalen Substantiven.

Im Hinblick auf die zahlreichen unerforschten Fragen der nominalen Syntagmen darf die Substantivvalenzforschung nicht von der Tagesordnung genommen werden. Die hier vorgestellten Beiträge stellen eine durchaus anregende Lektüre zur Valenz dar und haben einen „Mehrwert" im Kapital für die moderne syntaktische und lexikologische Forschung, und vor allem für ein spezielles Gebiet, das Gebiet der Substantivvalenz, die sehr uneinheitlich behandelt wird, erbracht.

Der Untersuchungsgegenstand des zweiten Kapitels *Kookkurrenz* stellt die Kollokabilität und die Kombinatorik der Wörter aus der Sicht lexikalischer und semantischer Distribution dar. Im Vordergrund steht die Nutzung der mathematisch-statistischen Modelle und die Anwendung der korpuslinguistischen Methoden, die die Kookkurrenz und die Kollokabilität in Korpora ermitteln können. Es werden die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Kollokabilität der sprachlichen Einheiten untersucht.

Der zweite Teil der Publikation wird von **Monika Hornáček Banášová** mit einer Kookkurrenzanalyse der weiblichen und männlichen Substantive eröffnet. Die Autorin wählte die Substantive aus, die zum gleichen semantischen Feld gehören. Ihr Interesse liegt darin, mittels der formalen und inhaltlichen Analyse das Kookkurrenzpotenzial zu untersuchen. Das Ziel der Kookkurrenzanalyse der untersuchten Substantive beruht auf der Ermittlung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten in ihrer Kollokabilität, ausgehend von der Voraussetzung, dass semantisch verwandte Wörter Ähnlichkeiten in der Kollokabilität aufweisen und ähnliche polysemantische Struktur haben. Die Ausgangsbasis für die Erstellung der Kookkurrenzprofile der Substantive stellen reichhaltige lexikographische Quellen und Korpora dar. Die Kollokabilität wird als grammatisches und lexikalisch-semantisches Phänomen auch theoretisch vorgestellt und mit Beispielen belegt. Ein besonders wichtiger Abschnitt des Artikels befasst sich mit dem Grad der Festigkeit der Wortkombinationen, der mittels Kommutationstests durchgeführt wird und die Austauschbarkeit der Komponenten überprüft. Mit Hilfe vom Frequenzkriterium und der Betrachtung der formalen und semantischen Seite des Basiswortes wurden die festen und stark lexikalisierten Kollokationen von anderen Kolligationen abgegrenzt. Aus semantischer Sicht wurde die attributive, verbale, substantivische Verwendung der Kollokatoren mit dem Basiswort berücksichtigt und zeigte die geschlechtsspezifischen und identischen Kookkurrenzen beim Basiswort. Außerdem deutet die Autorin auf semantische Eigenschaften des Basisworts hin, die die morpho-syntaktischen Eigenschaften beeinflussen und sich auf die formale Seite auswirken.

Anita Braxatorisová befasst sich mit der distributionellen und semantischen Analyse des Adjektivs *jung* und stellt die Problematik der Bedeutungen seiner Komparativ- und Superlativformen dar. Am Beispiel von verschiedenen lexikographischen Quellen stellt die Autorin die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der lexikographischen Auffassung der Bedeutungsstruktur des Adjektivs *jung* und seine reale Sprachverwendung dar. Die Autorin verwendet bei der Untersuchung der Bedeutungsstruktur einerseits einsprachige Wörterbücher für die deutsche Sprache, Konstruktionswörterbücher und Kollokationswörterbücher, anderseits liegt der Ausgangspunkt der Studie in Ermittlungen aus Korpora. Die Ergebnisse werden in einer Tabelle dargestellt und weisen auf die Diskrepanzen der lexikographischen Beschreibung dieses Adjektivs in Wörterbüchern hin.

Im weiteren Teil der semantischen Analyse wird die Doppeldeutigkeit von Wortverbindungen analysiert. Als Resultat der Analyse der morpho-syntaktischen, semantischen und distributionellen Eigenschaften des Adjektivs *jung* wird sein semantisches Profil geschaffen, das dreigliedrige Bedeutungsstruktur und andere Bedeutungsuntergruppen mit der Liste der Kollokationen umfasst.

Im Artikel von **Peter Ďurčo** wird die Verwendung der sog. 4K-Methode (Kookkurenztest, Kategorientest, Kommutationstest und Kompositionstest) vorgestellt. Mittels der Tests kann man einerseits lexikalische Kollokabilität überprüfen, anderseits die Typologie, Abgrenzung und Anordnung der festen Wortverbindungen und ihre distributionellen, formalen, semantischen, strukturellen, morphologischen und syntaktischen Eigenschaften bestimmen. Der Autor lenkt seine Aufmerksamkeit auch auf die Frage der Äquivalenz der festen Wortverbindungen und untersucht ihre Bedeutung, Entsprechung, Entstehung mit konkreten Beispielen. Das Hauptziel des Artikels beruht in der Erstellung eines kontrastiven lexikographischen Konzeptes für die festen Wortverbindungen und in der Untersuchung der Kombinatorik der sprachlichen Einheiten, in der statistischen Ermittlung des kombinatorischen Verhaltens der sprachlichen Einheiten aus den Sprachkorpora und Datenbanken, in der Erstellung ihrer Kookkurrenzprofile mit Hilfe von korpuslinguistischen Methoden und in der Bestimmung der Äquivalenzbeziehungen. Der Autor beschreibt die Probleme, die bei verschiedenen Suchverfahren und bei der Arbeit mit statistischen und korpuslinguistischen Methoden vorkommen. Sehr detailliert und präzise wird im zweiten Abschnitt die Typologie der festen Wortverbindungen mit Adjektiven aufgrund der morphologischen Kriterien vorgeschlagen. Bei der Extraktion der Daten aus den Sprachkorpora und bei der Erstellung von Kollokationsprofilen wird eine universelle Matrix des kombinatorischen Potentials des analysierten Basiswortes verwendet.

Im Mittelpunkt des Beitrags von **Astrid Hanzlíčková** steht das Kookkurrenzprofil des Adjektivs *alt*. Die Ausgangsbasis für das Kookkurrenzprofil stellen die lexikographischen Print- und Online-Quellen und Korpora dar. Die Autorin widmet sich dem Vergleich der Darstellung des Adjektivs *alt* im DWDS und Duden-Universalwörterbuch. Die Autorin analysiert die Darstellung der polysemantischen Struktur und Kollokabilität des Adjektivs *alt* in beiden Wörterbüchern, stellt die Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei den Bedeutungen fest, die sie exakt graphisch veranschaulicht. Die Autorin schlug anhand von einer eigenen korpusbasierten Analyse neue und präzisere Beschreibung des Adjektivs *alt* vor. Sie ergänzte die Klassifizierung um fehlende relevante Kollokationen. In der Klassifizierung gibt es 8 Bedeutungen, die in Unterbedeutungen gegliedert sind. Mit dieser Klassifizierung bewies sie eine verfächertere Mehrdeutigkeit des Adjektivs *alt* und mit den Beispielen der konkreten Kollokationen stellte sie reale und ausführliche Sprachverwendung dieses Adjektivs dar.

Der Beitrag von **Simona Fraštíková** geht von der Voraussetzung aus, dass die Bedeutungsvariabilität des Verbs mit seiner Valenzfähigkeit zusammenhängt. Die Bedeutungsvariabilität ist aufgrund der Veränderungen der primären Bedeutung dokumentiert und beruht auf asymmetrischem Verhältnis zwischen morpho-syntaktischer und semantischer Satzstruktur. Große Aufmerksamkeit wird auf die Kombinierbarkeit des polysemantischen und polyvalenten Verbs *sitzen* gelegt. Der analytische Teil des Beitrages konzentriert sich auf unterschiedliche syntaktische Funktionen der Ergänzungen des Verbs sitzen, weil sie auf Unterschiede in der semantischen Struktur hinweisen. Am Ende der Analyse steht die Behauptung, dass die Polysemie wirklich im Zusammenhang und in der Verbindung mit der Polyvalenz steht. Aus der Analyse folgen zahlreiche Abweichungen von primärer Bedeutung und deutlich ist die Ungleichmäßigkeit zwischen semantischer und syntaktischer Satzstruktur.

Die Autoren **Annina Niederberger** und **David Schreiber** befassen sich in ihrem Beitrag mit der Problematik der spezifisch männlichen Phraseme und überprüfen die Zulässigkeit der weiblichen Formen in männlichen Phrasemen. Die Ausgangsbasis der Untersuchung stellt Duden 11 und das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) in

Mannheim dar. Die Korpusanalyse belegt die Zulässigkeit weiblicher Formen bei spezifisch männlichen Phrasemen in mehr als der Hälfte der Phraseme. Bei der Unterscheidung fester Varianten von zufälligen Modifikationen werden folgende Kriterien berücksichtigt: Frequenz, Zeitspanne, Anteil der weiblichen Treffer an der Gesamttrefferzahl und Anteil der markierten Belege. Aus der Korpusnalyse folgt, dass 7 weibliche Varianten alle 4 Kriterien erfüllen und in Duden-Einträgen ergänzt werden können.

Die Publikation Valenz und Kookkurrenz ist für alle Sprachwissenschaftler empfehlenswert und hilfreich, die sich mit der Problematik der Valenztheorie, der Korpuslinguistik, der kontrastiven und konfrontativen Linguistik sowie der ein- und zweisprachigen Lexikographie beschäftigen.

Šichová, Kateřina: *Mit Händen und Füßen reden. Verbale Phraseme im deutsch-tschechischen Vergleich.* Tübingen: Julius Groos Verlag 2013. ISBN 978-3-87276-892-6

Monika Hornáček Banášová

Die Autorin setzt sich zum Ziel, die Phraseologismen mit Körperteilen, sprich verbale Phraseme mit einem oder mehreren Lexemen aus dem Bereich Somatismen, zu untersuchen. Die Arbeit zeigt ein Modell zum Vergleich der Phraseologismen zweier typologisch unterschiedlicher Sprachen – Deutsch und Tschechisch.

Alle Menschen verfügen über die gleichen Körperteile, unabhängig ihres Kulturkreises. Dabei stellt sich die Autorin die Frage, ob diese auf ähnliche Weise auch in den Phraseologismen benutzt werden, bzw. ob beim sprachlichen Gebrauch der Körperteile in beiden Sprachen eine Übereinstimmung herrscht, wobei auftretende Divergenzen zwischen den deutschen Phraseologismen und ihren tschechischen Pendants im Fokus stehen.

Die Autorin stellt für Theorie wie auch Empirie des deutsch-tschechischen phraseologischen Vergleichs eine Forschungslücke fest und bietet sowohl theoretische Ausführungen als auch empirisch-lexikographische Beschreibung der Somatismen an. Zunächst beleuchtet sie theoretisch den Gegenstand der Untersuchung. Nach einem Überblick der Phraseologieforschung im Deutschen, im Tschechischen und der vergleichenden Phraseologie folgt eine Analyse der Definitionen von Phrasemen, welche im Weiteren durch charakteristische Hauptmerkmale näher erläutert werden.

Ihre gesamte Studie beruht auf korpusbasierter Forschung und verdient hohe Anerkennung. Bei der Erstellung der deutschen Korpora bedient sich die Autorin zunächst der relevanten Wörterbücher. Die Menge der Phraseme erweitert sie um die Belege aus dem elektronischen Korpus. Um ungebräuchliche Phraseme von den gebräuchlichen auszusortieren, führt sie eine Umfrage durch, so dass die Materialgrundlage ein Korpus mit 500 Belegen bildet. Bei der Erstellung des tschechischen Materials geht die Autorin auf ähnliche Weise vor. Im nächsten Schritt ordnet sie jedem der 500 deutschen Phraseme anhand der Bedeutungsanalyse ihre tschechische phraseologische Entsprechung zu. Findet sie keine Entsprechung, sucht sie nach einer phraseologischen oder nichtphraseologischen Entsprechung.

Da die Autorin mehrteilige Phraseme bearbeitet, beschäftigt sie sich mit der Frage der Anordnung von Lemmazeilen und entscheidet sich für die Anordnung nach den in den Phrasemen vorkommenden Substantiven aus dem Bereich der Somatismen. Des Weiteren nimmt sie lexikographische Beschreibung der Phraseme ins Visier und weist auf die Unterschiede bei der Bestimmung der invarianten Form in unterschiedlichen Wörterbüchern hin, denn manche Bedeutungsparaphrasen unterscheiden oder widersprechen sich sogar. Sie deutet auch auf andere konkrete Unklarheiten und Mängel in der lexikographischen Beschreibung der Phraseme hin. Die Autorin präsentiert eine detaillierte Arbeit mit dem Korpus, indem sie verschiedene formale und strukturelle Tendenzen (Negation, Kollokabilität, Frequenz der verbalen und substantivischen Komponenten, Varianz, semantische Relationen) bearbeitet und immer konkrete Beispiele in beiden Sprachen anführt.

Im letzten Kapitel widmet sie sich der vergleichenden Analyse. Nach der Auseinandersetzung mit einigen Vergleichsmodellen entwickelt sie ein eigenes Vergleichsmodell, da für das Sprachenpaar Deutsch – Tschechisch bisher kein ausgearbeitetes Modell vorliegt. Den Ausgangspunkt des Vergleichs bildet die phraseologische Bedeutung des jeweiligen deutschen Phrasems, zu dem sie eine möglichst passende tschechische Entsprechung sucht. Sie bemüht

sich also um eine Bedeutungsäquivalenz und nicht zwangsläufig um eine Gebrauchsäquivalenz. Die Autorin teilt die Phraseme aufgrund der Äquivalenz in drei Typen ein.

Der erste Typ sind Phraseme, die in beiden Sprachen vorkommen, bzw. durch ein Phrasem im Tschechischen wiedergegeben werden. Aber sie geht die Problematik noch näher an und untersucht die Äquivalenz der Phraseme beider Sprachen auf ihre Bedeutung, Struktur und lexikalische Besetzung, so dass neben der vollständigen Äquivalenz auch Beispiele partieller Äquivalenz vorkommen.

Den zweiten Typ bilden deutsche Phraseme, die im tschechischen Sprachgebrauch keine Entsprechung haben.

Der dritte Typ ist besonders für den Fremdsprachenunterricht und die Übersetzungspraxis interessant, die sog. „Schein-Äquivalenz", da die Phraseme dieses Typs zwar formale Übereinstimmungen aufweisen, jedoch im Tschechischen eine andere Bedeutung haben. Diese „falschen Freunde" sind es auch, die in der Sprachpraxis oft Probleme machen.

Alle 500 Phraseme werden diesen drei Typen und ihren Subklassen zugeordnet und auch im deutsch-tschechischen Phrasem-Glossar im Anhang des Buches angeführt. Dem geht noch eine detaillierte Analyse der einzelnen Äquivalenztypen und -klassen mit zahlreichen Beispielen und eine statistische Auswertung voraus.

Sprachtheoretisch gesehen bietet die Arbeit einen synchronen bilingualen Vergleich der deutschen Somatismen und deren tschechischen Entsprechungen an. Das Thema wurde bis dato sprachlich nur sporadisch untersucht. Die Autorin stellt ihr Vergleichsmodell vor, das sowohl sprachtypologische Parameter als auch stilistische Merkmale und die Kollokabilität der Phraseme berücksichtigt. Ihr Modell ist auch für den Vergleich anderer (sogar typologisch unterschiedlicher) Sprachen anwendbar. Sie arbeitet mit einem umfangreichen Belegkorpus, der objektive Analyseergebnisse sichert. So bietet die Arbeit auch eine sprachpraktische Dimension. Da sie mit vielen Beispielen in beiden Sprachen arbeitet und zudem im Buch noch ein deutsch-tschechisches Phrasem-Glossar anhängt, das eine gute Orientierung durch die Phraseologismen ermöglicht, eignet sich das Buch hervorragend auch für den Fremdsprachenunterricht.

Die Monographie von Kateřina Šichová erweist sich als ein wichtiger und sehr kompetenter Beitrag zur tschechischen Germanistik und die Ergebnisse ihrer Analyse sind aber auch für deutsche Bohemistik von großer Bedeutung.

Simon, Heike/Funk – Baker, Gisela: *Einführung in das deutsche Recht und die deutsche Rechtssprache.* München: Verlag C.H. Beck oHG, 5. Auflage 2013. ISBN 978-3-406-63658-5

Peter Gergel

Heike Simon ist als Rechtsanwältin und juristische Fachübersetzerin tätig, zugleich lehrt sie an der Universität Lille 2 in Frankreich, wobei ihr Schwerpunkt im Bereich Grundlagen des deutschen Rechts und die deutsche Rechtssprache liegt. Dr. Gisela Funk - Baker war ebenfalls im akademischen Bereich tätig, wobei sie sich mit Fachsprachen beschäftigt hat, u.a. auch mit der deutschen Rechtssprache.
Ein Impuls für die im Jahr 2013 erschienene 5. Auflage dieses Buches sei nach den Worten der Verfasserinnen nicht nur die Tatsache gewesen, dass die 4. Auflage nach weniger als 3 Jahren ausverkauft wurde, sondern auch der Wunsch vieler Studierender in Bezug auf die Erweiterung einiger Abschnitte, die sich auf das europäische Recht und das Umweltrecht beziehen. Damit versucht man natürlich der aktuellen Situation in diesem Bereich gerecht zu werden, da europäisches Recht im Rahmen der Europäischen Union eine große Rolle spielt, was auch in Zukunft in Anbetracht der zunehmenden Integration noch verstärkt wird. Der ständige Wandel dem das Rechtssystem ständig ausgesetzt wird, spiegelt sich in den Gesetzesänderungen wider, die in der 5. Auflage dieses Buches natürlich berücksichtigt wurden.

Das Buch ist nach den Informationen im Vorwort für ein ziemlich breites Publikum bestimmt, wobei sich das Spektrum der potenziellen Nutzer von ausländischen Jurastudierenden über deutsche Studienanfänger bis zu den mit juristischen Fachübersetzungen arbeitenden Übersetzern erstreckt. Also, wie erwähnt, eine ziemlich breite und in gewisser Hinsicht auch heterogene Zielgruppe, deren Interessen zwar auf den gemeinsamen Nenner „deutsches Recht und Rechtssprache“ zu bringen sind, jedoch hat man in diesem Falle mit einem breiten Portfolio an Erwartungen zu tun, mit denen die einzelnen Nutzer dieses Buch in die Hand nehmen und die es zu befriedigen gilt. Da es sich um den fachsprachlichen Bereich handelt, setzt man für eine effektive Arbeit mit diesem Buch fortgeschrittene Deutschkenntnisse voraus, juristische Grundkenntnisse werden im Gegenteil nicht vorausgesetzt.

Das Buch beginnt mit der Erläuterung von Lernzielen und Hinweisen zur Benutzung, wobei im Anschluss daran die Struktur des Buches vorgestellt wird. Für ein weiterführendes Studium sind Literaturhinweise zu den einzelnen Kapiteln von Bedeutung, deren klare Gliederung und Trennung nach einzelnen Kapiteln einer guten Orientierung dienen und benutzerfreundlich sind. Außerdem gibt es hier auch nützliche Internetadressen (Behörden, Gerichte, juristische Zeitschriften, Stipendien für Studenten).

Das erste Kapitel gibt Aufschluss über die juristische Ausbildung in Deutschland, wobei in einem klar strukturierten Text die einzelnen Stufen dieser Ausbildung beschrieben werden. Im Folgenden wird sowohl auf das deutsche Hochschulstudium im Allgemeinen eingegangen, als auch auf die Spezifika der juristischen Ausbildung (erste juristische Prüfung, zweite juristische Staatsprüfung, Referendarexamen). Im Anschluss daran wird ein kurzer Blick in die Welt der juristischen Berufe geworfen. Danach werden die juristischen Methoden kurz erläutert, die vor allem für die Interessenten an dem Jurastudium in Deutschland von Belang sind. Im Kapitel Die juristische Fachsprache steht die Unverständlichkeit der Sprache der Juristen im Vordergrund. Die allgemeine und oft zu abstrakte Formulierung der Tatbestände in den einzelnen Gesetzbüchern macht nicht nur Laien Probleme, sondern es stellt auch ein didaktisches Problem hinsichtlich der Vermittlung dieses Stoffes im DaF-Bereich dar. Die für die Gesetzessprache typischen Formulierungen müssen allgemein, abstrakt und dadurch „breit“ sein, um eine

möglichst größte Anzahl von Taten und Handlungen unter die einzelnen Bestimmungen subsumieren zu können. Der hohe Abstraktionsgrad dieser Formulierungen leitet sich also aus dieser Tatsache heraus ab. Überschreitet jedoch der Abstraktionsgrad eine bestimmte Grenze, tendiert die Gesetzessprache zur Unverständlichkeit und außerdem stellt diese Tatsache eine Herausforderung für die mit diesem Bereich der Fachsprachendidaktik arbeitenden Methodiker dar. Im Rahmen von diesem Kapitel wird auch kurz auf die in letzter Zeit auch im allgemeinen Sprachgebrauch auftauchende Forderung nach einer geschlechtsneutralen Ausdrucksweise aufgeworfen und die Möglichkeiten, bzw. Notwendigkeit ihrer praktischen Umsetzung im Bereich Rechtssprache. Diese Frage wird von Seiten der Autorinnen offen gelassen, da die Forderung nach einer konsequenten Durchführung dieser Ausdrucksweise an die Grenzen der Verständlichkeit der Gesetzessprache stößt. Die einzelnen Bestimmungen und Paragraphen wären dadurch noch schwerfälliger, oder anders ausgedrückt, es stellt ein Hemmungsfaktor bei der fließenden Lektüre der ohnedies nicht leicht zugänglicher Rechtstexte dar.

Aus didaktischer Hinsicht sind im diesem Kapitel auch einige Beispiele aus der juristischen Praxis hervorzuheben (die Schnecke im Salat, der Wellensittich im Koma). Besonders witzig ist die Umformulierung des Märchens Rotkäppchen - wie es ein Verwaltungsjurist formulieren würde. Diese Texte spielen aus Sicht der Fremdsprachen- und speziell der Fachsprachendidaktik eine große Rolle, weil der Stoff an einfachen witzigen Fällen, die einen bestimmten Tatbestand erfüllen, dargelegt wird. Die Rolle der Motivation spielt also auch auf diesem Gebiet eine bedeutende Rolle und sollte bei der Vermittlung von Fachtexten nicht unterschätzt werden.

In den einzelnen Kapiteln werden die als traditionell aufzufassenden Rechtsgebiete behandelt (Arbeitsrecht, Sozialrecht, Erbrecht, Strafrecht), die klar und übersichtlich strukturiert sind. Die Autorinnen gehen da den klassischen Weg; jedes Kapitel fängt mit theoretischer Darlegung eines konkreten Rechtsgebietes in Textform an, wobei der Wert auf wichtigste Grundsätze, die die einzelnen Rechtsgebiete prägen, gelegt wird. Danach folgen diverse Übungen, die zur Auseinandersetzung mit theoretischen Textinhalten anregen sollten. Beim Strafrecht werden z.B. die Grundlagen und wichtigste Prinzipien der Strafrechtstheorie und die mit diesen Prinzipien im Zusammenhang stehenden Grundbegriffe erläutert, sowie die Grundsätze, nach denen sich das bundesdeutsche Strafrecht richtet. Die strafrechtlichen Termini werden fast immer exemplifiziert, was insbesondere für Nichtjuristen eine hilfreiche Stütze ist, da bei der Lektüre dieses Buches, wie oben erwähnt, nicht juristisches Vorwissen unbedingt notwendig ist. Die Erläuterung strafrechtlicher Termini kann man am Thema Irrtum demonstrieren. Der Tatbestandsirrtum, Verbotsirrtum, Wahndelikt und untauglicher Versuch werden anhand von konkreten Minisituationen veranschaulicht, um dadurch ihr besseres Begreifen zu erzielen. Obwohl die Gesetzessprache abstrakt und für Nichtjuristen und andere an der Rechtssprache Interessierten schwer zugänglich ist, kann man sie sehr gut an praktischen Situationen, Beispielen und Fällen veranschaulichen, d.h. in diesem Sinne konkretisieren; ohnehin sind die sich in Gesetzen, Verordnungen und Richtlinien befindenden Formulierungen einst aus diesen konkreten Situationen, Fällen, bzw. Beobachtungen hervorgegangen. Im Übungsteil werden dann die einzelnen Erscheinungen und Grundsätze des Strafrechts anhand von verschiedenen Übungstypen vertieft. Als Beispiel seien hier einige Übungstypen genannt, wie z. B. die Zuordnung von Strafen zu konkreten Fallbeschreibungen, oder die Zuordnung der Straftaten zu einer laut Gesetz definierten Gruppe (Verbrechen oder Vergehen). Diese Übungen werden im Buch als „rechtliche Aspekte“ angeführt und sind wirklich wertvoll, da sie die Problematik von verschiedenen Aspekten reflektieren, die ihren Niederschlag in diversen Übungstypen finden. Der Lösungsschlüssel ermöglicht natürlich die Selbstkontrolle, was wiederum für Nichtjuristen ein Vorteil ist. Die Bedeutung des Lösungsschlüssels unterstreicht auch die Tatsache, dass die Aufgaben für Nichtjuristen manchmal zu kompliziert sind und tiefer in das Fachliche hineingehen. In diesem Falle kann man also auch den umgekehrten Weg

gehen, indem man sich zuerst die Lösungen anschaut und diese dann mit einzelnen Aufgaben konfrontiert und zu begründen versucht.

Da das Buch den Titel „Einführung in das deutsche Recht und die deutsche Rechtssprache“ trägt, sollten auch die sprachlichen Aspekte berücksichtigt werden. Die auf Rechtssprache ausgerichteten Übungen sind als „sprachliche Aspekte“ Bestandteil der einzelnen Kapitel. Es handelt sich hierbei um klassische Übungen, die zum Erwerb von Lexik und Vertiefung grammatischer Erscheinungen dienen. Es seien hier Umformulierungen und Lückentexte genannt, die spezifische und typische Erscheinungen der Rechtssprache in Bezug auf den im konkreten Kapitel vorhandenen Stoff behandeln. Jedoch kommen die sprachlichen Aspekte in diesem Buch zu kurz, es fehlt hier an einem breiteren Spektrum von Übungstypen, die zu einer tieferen sprachlichen Auseinandersetzung anregen könnten.

Die Musterklausuren sind Bestandteil des elften Kapitels. Sie sind auf die Lösung der konkreten Fälle aus den einzelnen Rechtsgebieten ausgerichtet. Hierbei handelt es sich um einen anspruchsvollen Aufgabenbereich, da man nicht nur juristisches Wissen voraussetzt, sondern auch seine Anwendung in Bezug auf einen konkreten Fall. Das Buch wird mit zwei Glossaren abgeschlossen (Deutsch - Englisch und Deutsch - Französisch).

Abschließend lässt sich sagen, dass diese Publikation einen soliden Einstieg in das Studium des deutschen Rechts darstellt. Sie ist vor allem für anspruchsvollere Leser und Nutzer bestimmt, die sich mit dem deutschen Recht ernst beschäftigen wollen

Bergerová, Hana/Schmidt, Marek/Schuppener, Georg (Hrsg.): *Lexikologie und Lexikografie – Aktuelle Entwicklungen und Herausforderungen. Aussiger Beiträge. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre 7.* Ústí nad Labem: Jan-Evangelista-Purkyně-Universität 2013. ISBN 978-3-7069-0778-1

Soňa Tereková

Die seit 2007 einmal jährlich erscheinende Fachzeitschrift „Aussiger Beiträge" will als internationales Periodikum neue Impulse zu anstehenden wissenschaftlichen Debatten und Diskussionen geben. In der Bemühung, eine möglichst breite Schicht von Lesern anzusprechen, berücksichtigt sie alle germanistischen Bereiche und setzt in den einzelnen Ausgaben Schwerpunkte abwechselnd auf Literatur, Linguistik, Didaktik und Kulturgeschichte. Im Mittelpunkt der aktuellen Nummer stehen Lexikologie und Lexikografie und ihre aktuellen Entwicklungen und Herausforderungen. In der Publikation sind insgesamt 13 wissenschaftliche Beiträge, 8 Rezensionen und 5 Berichte über relevante Tagungen und Konferenzen in Tschechien, Österreich und Deutschland zu finden.

Die wissenschaftlichen Beiträge in ihrer Gesamtheit spiegeln die steigende Wichtigkeit der elektronischen Medien wider und zeugen davon, wie sie die moderne Lexikologie und Lexikografie vorantreiben. Die meisten Untersuchungen stützen sich auf elektronische Korpora und benutzen unterschiedliche korpuslinguistische Methoden, die diese anbieten. Zugleich wird in mehreren Artikeln auf die Vorteile von elektronischen Wörterbüchern im Vergleich zu deren Printversionen hingewiesen, was vermuten lässt, dass sie in der Zukunft weiterhin an Bedeutung gewinnen werden.

Was die Themen anbelangt, sind die Beiträge durch eine große thematische Vielfalt gekennzeichnet. Während **Joanna Szczęk** den Prozess der Nomination bei den Bezeichnungen für Weihnachtsgebäck erforscht, befasst sich **Georg Schuppener** mit der Lexik rechtsextremer Internetseiten. **Eva Cieślarová** beschäftigt sich mit der Emotion Scham in der deutschen und tschechischen Phraseologie und greift so in die Bereiche der Psychologie und der interkulturellen Kommunikation ein. Die Untersuchung von Geschlechtsspezifik und Restriktionen deutscher und tschechischer somatischer Phraseme von **Kateřina Šichová** grenzt wiederum teilweise an die aufblühende Genderlinguistik. Diachrone Phraseologie ist durch den Beitrag von **Michaela Kaňovská** vertreten, die verbale Phrasembelege im „Mährischen Tageblatt" aus dem 19. Jahrhundert mit den Einträgen in den Wörterbüchern der Gegenwartssprache vergleicht. Die DaF- Didaktiker dürften sich hingegen von der Arbeit von **Jupp Möhring** und **Franziska Wallner** angesprochen fühlen, die sich mit Stärken und Schwächen von verschiedenen Ansätzen der Konstruktion von Grundwortschatzbeständen für den Bereich Deutsch als Fremdsprache auseinandersetzen. Insbesondere ist hervorzuheben, dass viele Aufsätze im Heft konkrete Impulse für die lexikografische Praxis bringen. Im Folgenden werde ich auf einige von ihnen detaillierter eingehen.

Herbert J. Holzinger weist beispielweise auf die mangelhafte Darstellung der unikalen Elemente in gängigen Wörterbüchern hin. Schon ein bloßer Vergleich der Eintragsinformationen in ein und demselben lexikografischen Nachschlagewerk (in diesem konkreten Fall DU-UW, aber ähnlich auch in WA-DAW und WA-GDaF) machte bei seiner Untersuchung deutlich, dass die Kennzeichnung der unikalen Elemente sehr inkonsequent ist. Man bedient sich synonymer Bezeichnungen (*in der Fügung, in der Wendung, in der Verbindung*) und deren Variationen *(nur in der Wendung, nur noch in der Wendung, meistens in der Wendung*), die für

den Benutzer schwer durchschaubar sind. Weitere Desiderate ergaben sich durch Kontrastierung der entsprechenden Wörterbuchdarstellungen mit dem tatsächlichen Gebrauch unikaler Elemente in Texten. Holzinger stellt fest, dass viele Lexeme, die traditionell als unikale Komponenten angesehen werden, in Wirklichkeit auch außerhalb der betreffenden Phraseme vorkommen. Als illustrierendes Beispiel könnte hier das Idiom *ins Fettnäpfchen treten* dienen, dessen kanonische Form lediglich 16 % aller Belege mit der Komponente Fettnäpfchen bildete. Die restlichen Treffer waren modifiziert (z.B. *ins ideologische Fettnäpfchen treten, von einem Fettnäpfchen ins nächste treten*), verwendeten in der Verbindung andere, mit *treten* bedeutungsähnliche Verben (*ins F. springen, stapfen*) oder es handelte sich um freie Verbindungen (*Meister aller F., F. sind aufgestellt*). Des Weiteren hat es sich erwiesen, dass manche Markierungen von Phrasemen in den Wörterbüchern einer höheren Präzision bedürfen würden. Beim Eintrag *im Nu* sollte laut Holzinger auf seltene Verwendung hingewiesen werden, beim *Federlesen* wiederum darauf, dass der Ausdruck nur in verneinter Form vorkommt. Bei einigen Phrasemen entsprach die Nennform im Wörterbuch nicht den aus den Korpora gewonnenen Daten, in mehreren Fällen wurden wiederum relativ häufige Kombinationen nicht berücksichtigt. Interessant ist Holzingers Hypothese, nach der die Festigkeit der Phraseme diachron gesehen einer Wandlung unterliegt und sich in beiden Richtungen verschieben kann. Einige Wörter können durch lexikalische Einengung der Verbindungsmöglichkeiten allmählich zu einem unikalen Element werden, in anderen Fällen kommt es hingegen zur Lockerung der Festigkeit und schließlich zur gänzlichen Auflösung des Phrasems. Obwohl sich der Verfasser selbst bewusst ist, dass die in seiner Studie erzielten Ergebnisse nicht als absolut zu werten sind, da ein Korpus immer nur Teilbereiche der Sprache repräsentiert, bin ich der Ansicht, dass sie für weitere Forschung sehr anregend sein können.

Auf eine korpusbasierte Frequenzanalyse stützt sich auch die Untersuchung von dem Autorenkollektiv **Martin Šemelík/Marie Vachková/Věra Kloudová**. Die Vorbereitung des Großen Akademischen Wörterbuches Deutsch-Tschechisch gab ihnen den Anlass, sich theoretisch mit der lexikografischen Erfassung der substantivierten Infinitive auseinanderzusetzen. Sie gingen vor allem den Fragen nach, ob substantivierte Infinitive in ein Übersetzungswörterbuch aufzunehmen sind, nach welchen Kriterien sich deren Inventarisierung zu richten hat bzw. welche Anforderungen an den Informationsgehalt der Wörterbuchartikel gestellt werden können. Ihre Analysen wurden mit Hilfe der öffentlich zugänglichen Version der Kookkurrenzdatenbank CCDB und deren Methoden SOM (*Self-Organizing Maps*) und CNS (*Contrast Near-Synonyms*) durchgeführt. Diese generieren Merkmalskarten auf denen Wörter mit ähnlichen Kookkurrenzprofilen positioniert sind. (Unter Kookkurrenzprofil versteht man ein Kondensat von dem Gebrauch eines bestimmten Analyseobjekts, also die Gesamtheit aller quantitativen Ergebnisse seiner Kookkurrenzanalyse.) Je näher die Wörter auf der SOM-Karte nebeneinanderliegen, umso ähnlicher sind ihre KPe. Entsprechend ist auch die Farbsymbolik auf einer SOM- Karte zu deuten. Je näher im Farbspektrum die Farbschattierungen einzelner Quadrate sind, in die diese Karte gegliedert ist, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die in den jeweiligen Quadraten positionierten Wörter Ähnlichkeiten aufweisen. Auf der Grundlage von einer SOM-Karte konnten nach einer gewissen Verallgemeinerung verschiedene Kontexte zu den untersuchten substantivierten Infinitiven gefunden werden, in denen man sie verwendet. Im Falle der CNS-Methode erscheinen auf der Merkmalskarte die Wörter, welche den beiden zu untersuchenden Synonymen (z.B. *Trommeln* und *Getrommel*) in Bezug auf ihre KPe am ähnlichsten sind. Jeder der beiden analysierten lexikalischen Einheiten wird automatisch eine Farbe zugeordnet, die je nach Farbton und dessen Intensität als Kontrastmittel zur Ermittlung der Wortbeziehungen dient. Die Farbschattierung des Hintergrunds einzelner Quadrate der CNS-Karte entspricht dem Anteil, in dem die darin aufgelisteten Wörter einem der kontrastierten Synonyme auf der Gebrauchsebene ähnlich sind. Dieses Verfahren hat den

Autoren ermöglicht, feinere Nuancen in der Bedeutungsstruktur der jeweiligen Wortschatzeinheiten zu ermitteln.

So hat man z.B. beim *Trommeln* vs. *Getrommel* festgestellt, dass *Trommeln* häufiger als *Getrommel* auch allgemein im Zusammenhang mit Musik, Tanzen und Musikinstrumenten verwendet wird. Andererseits konnte durch die aufgezeigte Verbindung mit den als unangenehm empfundenen Geräuschen (*Gekreisch, Krach, Knall*) der (stärker) pejorative Charakter von *Getrommel* unter Beweis gestellt werden. Solche Analysen von Synonymen haben die Hypothese der Autoren bewiesen, dass Infinitivkonvertate und die Präfix- und Zirkumfixbildungen auf *Ge-... (-e)* oft stilistische Unterschiede aufweisen und aus diesem Grund nicht einfach mit dem Hinweis auf ihre problemlose Bildung aus dem Lemmabestand eines Wörterbuches ausgeschlossen werden sollten. Ein weiterer wertvoller Beitrag des vorliegenden Artikels besteht meines Erachtens in der vorgestellten Methodologie, die eine Anleitung bietet, wie bei der Inventarisierung der Wortbildungskonkurrenzen vorzugehen ist.

Eine Herausforderung für die Lexikografie stellt seit Jahren auch die Erfassung der Jugendsprache dar. Wie **Tamás Kispál** in der Einleitung seines Aufsatzes anführt, gibt es mittlerweile eine Fülle von Jugendsprache-Wörterbüchern, denen jedoch im Allgemeinen Unwissenschaftlichkeit sowohl bei der Auswahl der Lexeme als auch bei den Bedeutungsbeschreibungen vorgeworfen wird. Durch seine Untersuchung bemühte sich Kispál die aufgestellte These zu bestätigen, nach der die allgemeinsprachlichen Lernerwörterbücher in Bezug auf Bestand der jugendsprachlichen Lexik, ihre Markierung und Informationen zu ihrer Semantik und Pragmatik zuverlässiger sind. Zu diesem Zweck verglich er die Erfassung der betreffenden Lexik in den elektronischen Versionen von Langenscheidt und PONS Deutsch als Fremdsprache Großwörterbuch. Trotz der Annahme, dass Lernerwörterbücher mehr Wert auf jugendsprachliche Lexik legen, da ihrer Zielgrupe viele junge Leute angehören, hat es sich erwiesen, dass fast der ganze Bestand der jugendsprachlich markierten Lexik der untersuchten Wörterbücher auch im Duden- Universalwörterbuch enthalten ist. Ferner ist dem Autor die Heterogenität der aufgenommenen Lexik negativ aufgefallen. 81% der jugendsprachlich markierten Einträge waren jeweils nur in einem der beiden Wörterbücher zu finden. Diskrepanzen wurden auch hinsichtlich der Zuordnung der Lexik festgestellt. Eine Vielzahl von Lexemen wurde in einem der Wörterbücher als jugendsprachlich eingestuft, während sie in dem anderen ohne diese Markierung blieb. Weitere Unterschiede ergaben sich durch den Vergleich der stilistischen Markierungen, die bei näherer Betrachtung etwas willkürlich erschienen: LGwDaF markiert 80% der jugendsprachlichen Lexik als umgangssprachlich, PGwDaF ordnet der Umgangssprache nur 23% dieser Lexik zu. Bemerkenswert finde ich auch Kispáls Analyse von Kollokationen und Beispielsätzen. Er betrachtet viele Beispiele in beiden Wörterbüchern als unklar oder unzureichend und spricht sich für Belegbeispiele aus, die seiner Meinung nach die authentische Verwendung der Jugendsprache viel besser als die üblichen Kompetenzbeispiele veranschaulichen würden. Trotz aller festgestellten Mängel verharrt der Verfasser im Abschluss des Artikels auf dem Standpunkt, dass die Lernerwörterbücher bei der Recherche der jugendsprachlichen Lexik eine viel nützlichere Quelle für die DaF-Wörterbuchbenutzer als die Jugendsprache-Wörterbücher darstellen. Wichtiger als diese Aussage ist nach meiner Ansicht jedoch, dass auf die Schwächen der Lernerwörterbücher hingewiesen wurde, was als Voraussetzung für ihre künftige Aufwertung gesehen werden kann. Dazu müssten selbstverständlich noch einige Fragen geklärt werden, wie z. B. nach welchen Kriterien die Auswahl der jugendsprachlichen Lexeme getroffen werden soll, die in ein Lernerwörterbuch aufgenommen werden, bzw. wie man die Objektivierung der stilistischen Markierungen sicherstellen könnte.

Beachtenswert sind zweifellos auch weitere Beiträge zur Lexikografie: **Marina Kulichikhina** und **Natalia Ruban** machen die Leser mit der Entwicklung eines semantischen Wörterbuches der deutschen Sprache für maschinelle Sprachverarbeitungssysteme vertraut und

schildern aktuelle Probleme der Computerlexikografie (Bedeutungsunterscheidung, Komposita-Analyse u.a.) sowie ihre mögliche Lösung. **Paloma Sánchéz Hernández** stellt das Konzept eines deutsch- spanischen kombiniert onomasiologisch- semasiologisch ausgerichtetem Verbwörterbuches mit Onlinezugriff vor, das als erstes Nachschlagewerk für dieses Sprachenpaar sowohl paradigmatische als auch syntagmatische Informationen integriert und damit den Benutzern hilft, die Lexeme richtig im Kontext zu benutzen. **Marek Schmidt** setzt sich mit dem Informationsangebot deutscher Aussprachewörterbücher auseinander und untersucht die Darstellung der für tschechische Deutschstudierende problematischen phonetischen Erscheinungen. Der Aufsatz von **Hana Bergerová** bietet wiederum Vorschläge, wie die lexikografische Erfassung von Emotionswortschatz in Lernerwörterbüchern künftig zu verbessern wäre.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass die vorliegende Nummer der „Aussiger Beiträge“ ihrem Leserkreis eine interessante und anregende Lektüre bringt und dass sie folglich einwandfrei ihre Intention erfüllt, eine internationale Fachzeitschrift mit hohem Gebrauchswert zu werden.

Autoren

PhDr. Monika Banášová, PhD.
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Univerzita sv. Cyrila a Metoda
Nám. J. Herdu 2
91701 Trnava
Slowakei
E-Mail: banasova.monika@gmail.com

Mgr. Peter Brezňan
Katedra estetiky
Filozofická fakulta
Univerzita Komenského
Gondova 2
814 99 Bratislava
Slowakei
E-Mail: peterbreznan@centrum.sk

Mgr. Peter Gergel
Katedra nemeckého jazyka a literatúry
Pedagogická fakulta
Univerzita Komenského
Šoltésovej 4
Bratislava
Slowakei
E-Mail: peter.gergel@cdv.uniba.sk

Dr. Anna Gondek
Institut für germanische Philologie
Pl. Nankiera 15b
50-140 Wrocław
Polen
E-Mail: agondek@uni.wroc.pl

Mgr. Silvia Gulišová
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Univerzita sv. Cyrila a Metoda
Nám. J. Herdu 2
91701 Trnava
Slowakei
E-Mail: sisa.gulisova@gmail.com

Dr. rer. pol. Michaela Kováčová
Katedra germanistiky
Filizofická fakulta
Univerzita Pavla Jozefa Šafárika
Moyzesova 9
04001 Košice
Slowakei
E-Mail: michaela.kovacova@seznam.cz

Mgr. Nikoleta Olexová
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Univerzita sv. Cyrila a Metoda
Nám. J. Herdu 2
91701 Trnava
Slowakei
E-Mail: nika.olex@gmail.com

Dr. Joanna Szczęk
Institut für germanische Philologie
Pl. Nankiera 15b
50-140 Wrocław
Polen
E-Mail: joannaszczek@poczta.onet.pl

PhDr. Janka Šuchová, PhD.
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Katolícka univerzita
Hrabovská cesta 1
034 01 Ružomberok
Slowakei
E-Mail: Janka.Suchova@umb.sk

Mgr. Soňa Tereková
Katedra nemeckého jazyka
Fakulta aplikovaných jazykov
Ekonomická univerzita v Bratislave
Dolnozemská cesta 1
852 35 Bratislava
Slowakei
E-Mail: sognat@yahoo.de

doc. PhDr. Milan Žitný, CSc.
Katedra nemeckého jazyka a literatúry
Pedagogická fakulta
Trnavská univerzita v Trnave
Priemyselná 4
918 43 Trnava
Slowakei
E-Mail: milan.zitny@truni.sk

Manuskripthinweise

Seite:
Format: ISO B5
Seitenränder: oben: 2,7 cm, unten: 1,7 cm, links: 2 cm, rechts: 2 cm.

Absatz:
Einzug: links: 0 cm, rechts: 0 cm
Sondereinzug: erste Zeile: 0,5 cm
Abstand: vor: 0 pt, nach: 0 pt, Zeilenabstand: einfach
Tabstopps: 0,5 cm, 1 cm

Schriften:
Normalschrift: Times Roman 10 pt
Beim Zitieren: Normalschrift, keine Kursivschrift verwenden
Buch- und Werktitel im Fließtext: Kursivschrift

Fußnoten:
Text der Fußnoten (9 pt, Sondereinzug: Hängend 0,3 cm)

Abbildungen und Graphiken:
Tabellen, Abbildungen und Graphiken durchgehend nummerieren: Abb. 1, Tab. 1 usw.

Aufzählungszeichen und Nummerierungen:
keine automatischen Aufzählungszeichn und nummerierte Listen verwenden, diese nur manuell eingeben

Bibliographische Angaben:
Bibliographische Hinweise in Text und Fußnoten sollen in Kurzform wie folgt gegeben werden:

... Altmann (1981) und Leisi (1971) haben gezeigt ...
... die Beiträge in Bolinger (1972c).
... vor kurzem ausführlich erörtert (vgl. Lipka 1990: 171ff.).
... wie bei Quirk/Greenbaum (1973: 406–429) besprochen.

Die Einträge sind nach den Nachnamen der Verfasser/Herausgeber alphabetisch zu ordnen. Mehrere Werke desselben Verfassers sind chronologisch zu ordnen. Bei gleichem Erscheinungsjahr ist zu unterscheiden mittels a, b, c usw. Der zitierten bzw. aktuellen sollte möglichst die erste Auflage nachgestellt werden. Auflagen werden möglichst mit Exponentenziffern angegeben. Zitierte Nachschlagewerke sind, mit oder ohne übliche Abkürzungen, in alphabetischer Folge ihrer Titel anzugeben in KAPITÄLCHEN.

Beispiele:
(a) Wörterbücher
ALD5 = OXFORD ADVANCED LEARNER‘S DICTIONARY OF CURRENT ENGLISH. Hg. Jonathan Crowther. Oxford: Oxford University Press ^{5}1995 [11948 Komp. A. S. Hornby].
LGWBDAF = LANGENSCHEIDTS GROSSWÖRTERBUCH DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE. Hgg. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin etc.: Langenscheidt 1993.
W III = WEBSTER‘S THIRD NEW INTERNATIONAL DICTIONARY OF THE ENGLISH LANGUAGE. Hg. Philip Gove. Springfield, MA: Merriam 1961 [Supplement 6000 Words 1976].

(b) Sonstige Literatur
Altmann, Hans (1981): Formen der „Herausstellung“ im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 106).
Altmann, Hans (Hg.) (1988): Intonationsforschungen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 200).
Bolinger, Dwight (1972a): Degree Words. – The Hague, Paris: Mouton.
Bolinger, Dwight (1972b): „Accent is Predictable (if you‘re a Mind-Reader).“ – Language 48, 633–644.

Grice, H. Paul (1975): „Logic and Conversation." – In: P. Cole, J. L. Morgan (eds.): Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts, 41–58. New York: Academic Press.
Leisi, Ernst (1953; ^{2}1971): Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen. – Heidelberg: Winter.
Vater, Heinz (1975): Werden als Modalverb. – In: J. P. Calbert, H. Vater (Hgg.): Aspekte der Modalität, 71–148. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 1).

Informationen über Autor / Autorin:
bitte am Ende des Manuskripts den vollen Namen mit akademischen Titeln, Institut, Adresse des Instituts und aktuelle E-Mail-Adresse angeben (9 pt)

Aufsatztitel (16 pt, fett)

(eine Leerzeile 10 pt)

Verfassername (11 pt, kursiv)

(zwei Leerzeilen 10 pt)

1 Überschrift der ersten Untergliederung (11 pt, keine automatische Nummerierung)

(zwei Leerzeilen 10 pt)

Text (10pt, erste Zeile ohne Einzug) Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text.

Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text.

(zwei Leerzeilen 10 pt)

2.1 Überschrift der zweiten Untergliederung (10 pt, keine automatische Nummerierung)

(eine Leerzeiele 10 pt)

Text (10pt, erste Zeile ohne Einzug) Text Text Text TeText Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text

Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text.

(zwei Leerzeilen 10 pt)

Literaturverzeichnis (11 pt)

(zwei Leerzeilen 10 pt)

Text des Literaturverzeichnisses (9 pt, Sondereinzug: Hängend 0,5 cm)

(zwei Leerzeilen 10 pt)

Annotation (11 pt)

(zwei Leerzeilen 10 pt)

Aufsatztitel im Englischen (9 pt, fett)

(eine Leerzeile 10 pt)

Verfassername (9 pt, kursiv)

(eine Leerzeiele 10 pt)

Text der englischen Annotation, maximal 10 Zeilen. (9 pt)

(eine Leerzeiele 10 pt)

Keywords: (9 pt, kursiv) Schlüsselwörter im Englischen, als Trennzeichen Kommas verwenden (9 pt).